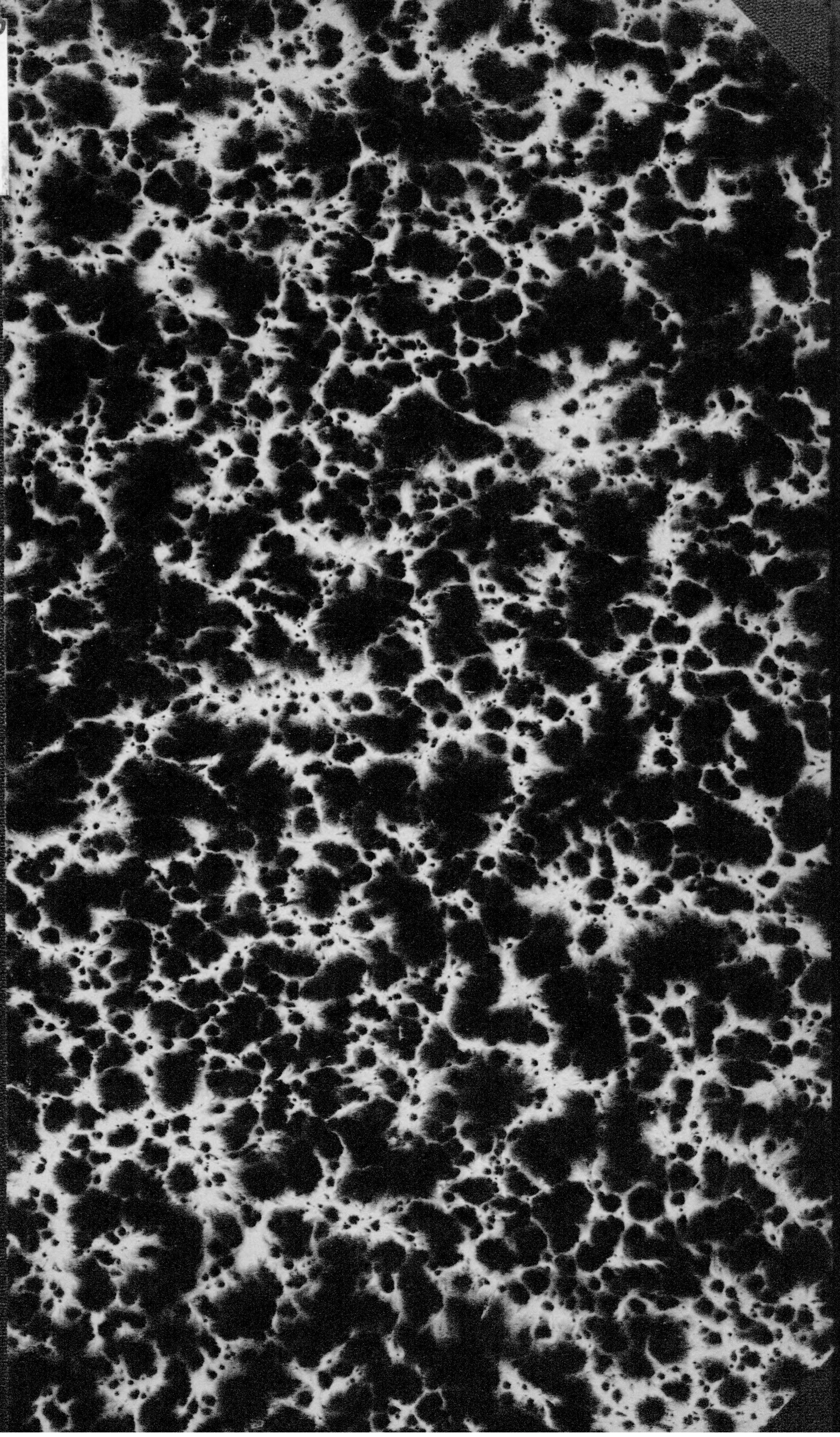


40
P. o. germ.

62

bp



P. o. gemm. 4^o

62 $\frac{bp}{+}$

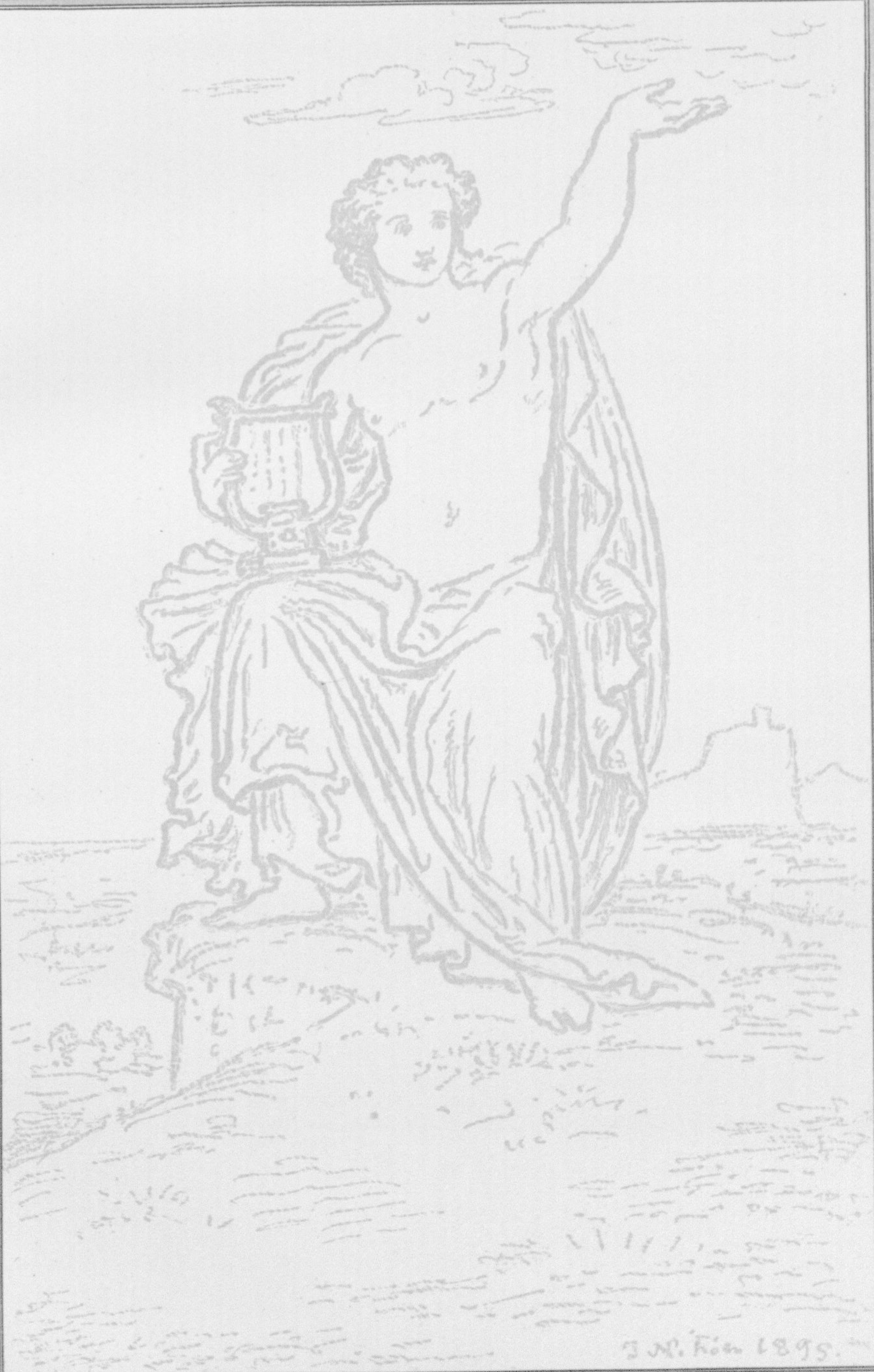
Festschrift

Bayerische Staatsbibliothek



<36646299830011

LITTERARISCHE GESELLSCHAFT IN KÖLN
FESTSCHRIFT ZUM 31. JANUAR 1895



Litterarische Gesellschaft in Köln.

FESTSCHRIFT

zum

31. Januar 1895.



KÖLN, 1895.

Commissionsverlag der J. G. Schmitz'schen Buch- und Kunsthandlung
(F. Sohn & J. F. Laué).

Druck von M. DuMont-Schauberg.

Litterarische Gesellschaft in Köln.

FEST

zum Besten

der Pensions-Anstalt Deutscher Journalisten und Schriftsteller

(Sitz in München)

am Donnerstag, 31. Januar, abends 8 Uhr,

in den oberen Sälen des Civil-Casino.

FEST-ORDNUNG.

I. Teil.

Prolog, gedichtet und gesprochen von *Johannes Fastenrath*.

Festspiel von Josef Lauff

dargestellt von Mitgliedern des Kölner Stadt-Theaters.

Regie: Herr Ober-Regisseur *Ernst Lewinger*.

Personen:

Colonia Fräulein *Jaroslava Roberts*.
Tonkunst .. „ *Gisela Pahlen*.

Poesie Frau *Adele Doré*.
Künstler ... Herr *Ludwig Zimmermann*.

Lieder-Vorträge von Herrn *Hch. Scheuten*:

- 1) »Ein Herz, das nicht liebt« von Hans Willy Mertens, componirt von W. Mühldorfer.
 - 2) »Tage, wo ich dich nicht sehe«
von B. Scholz,
 - 3) »Bekenntnis« von Paul Heyse,
 - 4) »Mein Schatz hat kein Wappen« aus »Jan van Calcker« von Josef Lauff, componirt von Arno Kleffel, op. 52.
- } componirt von
Franz Wüllner.

Gesangs-Vorträge von Fräulein *Cécile von Wenz*:

- 1) »Lied der Cigarrera in Sevilla« von Johannes Fastenrath, componirt von Julius Sachs, op. 97.
- 2) »Una voce poco fa«, Arie aus »Der Barbier von Sevilla« von Rossini.

Madame Bas-Bleu.

Parodistischer Scherz nach Sardou's Madame Sans-Gêne,
dargestellt von Mitgliedern der »Litterarischen Gesellschaft«.

Regie: Herr *Otto Beck*.

Personen des ersten Actes:

Madame Bas-Bleu, Gelegenheits-Dichterin und
Inhaberin eines Abschreibe-Bureaus.

Le Faible } Dichter.
Pfuscher }

Zwei Abschreiberinnen.

Stimmen hinter der Scene.

Personen der folgenden Acte:

Pfuscher, Theater-Intendant.

Seine Frau.

Le Faible, Theater-Director.

Seine Frau (Madame Bas-Bleu).

Ein Professor der Litteratur.

Eine Dienerin.

Damen und Herren.

(Zwischen dem ersten und zweiten Act liegen zwanzig Jahre.)

„Der bayerische Sepp in der Litterarischen Gesellschaft“, vor-
getragen von Herrn *Otto Beck*.

Der Struwwelpeter, von *Dr. Heinrich Hoffmann*.

Scenisch dargestellt von Mitgliedern der »Litterarischen Gesellschaft«; mit ver-
bindendem Text, gesprochen von Herrn *Hugo Rogall*.

Regie: Herr *Hugo Rogall*.

Clavier: Herr *Bernhard Köhler jun.*

II. Teil.

→→ TANZ ←←

Musik vom Trompeter-Corps des Rheinischen Kürassier-Regiments »Graf Gessler«.

Preis der Eintrittskarte 4 Mark.





Die Litterarische Gesellschaft in Köln.

Linfolge eines am 1. Mai 1893 an die litteraturfreundlichen Kreise Kölns gerichteten, von den Herren *Josef Lauff*, *Georg Barthel Roth*, *J. E. Bennert* und *Ferdinand Sohn* ausgehenden Aufrufes, der die Gründung eines Vereins zur Pflege der schönen Litteratur in Köln beabsichtigte, versammelten sich am 6. Mai in einem der Martinstrassensäle des Gürzenich ungefähr 20 Herren zum gegenseitigen Gedankenaustausche über die Verwirklichung dieser Absicht; Zweck und Ziel des Vereins sollte sein, in Köln einen gemeinsamen Brennpunkt für die verschiedenen Ausstrahlungen des litterarischen Lebens zu schaffen.

In einer zweiten, am 13. Mai im Quatermarktsaale des Gürzenich tagenden, sehr viel zahlreicher besuchten Versammlung bildete sich dieser Verein, der nach Beratung und Feststellung seiner Satzungen den Namen

„Litterarische Gesellschaft in Köln“

annahm und die Herren Hofrat *Dr. jur. Joh. Fastenrath* als Vorsitzenden, Regierungsrat *Dr. jur. Jos. Joesten* als Stellvertreter, Referendar *Georg Barthel Roth* als ersten, *Dr. phil. Karl Sturm* als zweiten Schriftführer, Director *Jean Dietz* als Schatzmeister und Buchhändler *Ferdinand Sohn* als Bücherwart in seinen Vorstand wählte. Durch Fortzug von Köln und andere Störungen traten in dieser Zusammensetzung später mehrfache Verschiebungen ein, sodass vorübergehend Herr *Jul. Ed. Bennert* einziger Schriftführer war und gegenwärtig die Herren *Ed. Hch. Mayer* als stellvertretender Vorsitzender, Assessor *Walter Laué* als erster, *Fritz Zilcken* als zweiter Schriftführer, *Ferdinand Sohn* als Schatzmeister und Director *Jean Dietz* als Bücherwart wirken.

Ihre Thätigkeit begann die Gesellschaft im November 1893 durch Veranstaltung von Versammlungen mit Vorträgen und Vorlesungen, die

sämtlich im Quatermarktsaale des Gürzenich abgehalten wurden. Es fanden deren im Winter 1893/94 im ganzen 12 statt:

- am 11. November 1893 Vortrag von Hofrat *C. Aldenhoven-Köln* über »Theodor Storm«;
- am 25. November 1893 Vorlesung von *Fritz Zilcken-Köln*: Seine Novellen »Ave Maria« und »Zu spät«;
- am 8. December 1893 Vortrag von Assessor *Walter Laué-Köln* über »Karl Henckell«;
- am 28. December 1893 Vortrag von *Emil Milan-Frankfurt a. M.* über »Balladen Conrad Ferdinand Meyers in der frühern und jetzigen Gestalt«;
- am 12. Januar 1894 Quodlibet-Abend; Vorlesungen von Assessor *Walter Laué*, Referendar *Georg Barthel Roth*, *Jul. Ed. Bennert*, *Ed. Hch. Mayer (Ernst Fest)* und *Hans Willy Mertens*: »Eigene Dichtungen«;
- am 26. Januar 1894 Vortrag von Fräulein *Antonie Pieper-Barmen* über »Frauengestalten Ibsens«;
- am 15. Februar 1894 Vortrag von Regisseur *Otto Beck-Köln* über »P. K. Roseggers Leben und Werke«;
- am 24. Februar 1894 Vorlesung von *Ernst Scherenberg-Elberfeld*: »Auswahl eigener Dichtungen«;
- am 9. März 1894 Vortrag von Frau *Lina Schneider-Köln* über »Holländische Litteratur«;
- am 30. März 1894 Vortrag von *Dr. M. Schwann-Zürich* über »Neue deutsche Dichtung«;
- am 14. April 1894 Vortrag von Oberregisseur *Ernst Lewinger-Köln* über »Ferdinand von Saar«;
- am 25. April 1894 Quodlibet-Abend; Vorlesungen von *Prof. Dr. Ad. Ebeling*, *Fritz Zilcken*, Assessor *Walter Laué*, *Ed. Hch. Mayer (Ernst Fest)* und Referendar *Georg Barthel Roth*: »Eigene Dichtungen«.

Im Sommer 1894 ruhte die Vereinsthätigkeit.

Beim Beginn des Winters 1894/95 aber nahm die Gesellschaft ihre Wirksamkeit wieder auf, und zwar zunächst durch Veranstaltung einer

am 3. November 1894 im Stimmsaale des Gürzenich abgehaltenen Hans Sachs-Feier. Das Programm dieser zum 400 jährigen Geburtsjubiläum des Nestors der deutschen Poeterei veranstalteten Feier bestand aus folgenden Nummern:

1. Ansprache durch Hofrat *Dr. Joh. Fastenrath*.
2. »Wach' auf«, Lied des Hans Sachs (Wittembergisch Nach-

tigall), componirt von Richard Wagner (Meistersinger 3. Act), gesungen von Fräulein *Cécile von Wenz* und als Quartett von Frau *Otto Beck*, Frau *Otto Rammelmeyer*, *Bruno Heydrich* und *Dr. C. A. Schwann*.

3. Bekränzung der Büste des Hans Sachs.
4. Festrede von *Hch. Ed. Mayer (Ernst Fest)*.
5. Vortrag von Frau *Lina Schneider*: »Von den neunerlei Häuten einer bösen Frau«, Gedicht von Hans Sachs.
6. »Hans Sachs' Stimme aus dem Paradeis«, gedichtet und vorgetragen von Assessor *Walter Laué*.

Dieser gelungenen Feier folgten wieder im Quatermarktsaale:

- am 16. November 1894 Vortrag von Hofrat *C. Aldenhoven-Köln* über »Klaus Groth«;
- am 30. November 1894 Vorlesung von *Fritz Zilcken-Köln*: Seine Novelle »Bruder Cölestin«;
- am 18. December 1894 Vortrag von Redacteur *Prosper Müllendorff-Köln* über »Vlämische Bewegung«;
- am 28. December 1894 Quodlibet-Abend; Vorlesungen von Referendar *Georg Barthel Roth*, *Berthold A. Bär*, Frau *Lina Schneider*, Assessor *Walter Laué*, *Hans Willy Mertens*, Hofrat *Dr. Joh. Fastenrath*: »Eigene Dichtungen«, und Prof. *Dr. A. Ebeling*: Zweites Kapitel aus »Stromtid« von *Fritz Reuter*;
- am 11. Januar 1895 Vortrag von Prof. *Dr. Berth. Litzmann-Bonn* über »Schillers Wallenstein«;
- am 23. Januar 1895 Vortrag von *Dr. M. Schwann-Zürich* über »Voltaire«.

Dem officiellen Teile aller dieser Vortragsabende folgte ein zwangloses gemeinsames Essen und eine heitere »Fidelitas«, die durch Tischreden, gegenseitige Aussprachen, declamatorische und gesangliche Unterhaltungen belebt wurde.

Am 31. December 1894 betrug die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft 107 (33 Damen und 74 Herren).

Der Wunsch, ihre Bestrebungen auch weiteren Kreisen näher zu bringen, gleichzeitig damit einen guten Zweck zu verknüpfen, bestimmte die Gesellschaft zur Veranstaltung eines in den oberen Sälen des Civil-Casinos am 31. Januar 1895 stattfindenden Festes, dessen Reinertragnis der Pensions-Anstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller (Sitz in München) zugewendet werden soll. In bereitwilliger und liebenswürdiger Weise haben zu den notwendigen Vorarbeiten die beiden Malerinnen Fräulein *Emma Bindschedler* und Fräulein *Fenny Hippenmeyer* sowie

die Herren, deren Namen beim Festausschusse genannt sind, sich erboten, während zu den Aufführungen die Damen Frau *Adele Doré*, Fräulein *Gisela Pahlen*, Fräulein *Jaroslava Roberts*, Fräulein *Cécile von Wenz* und die Herren *Otto Beck*, *Hugo Rogall*, *Hch. Scheuten* und *Ludwig Zimmermann*, sämtlich Mitglieder des Kölner Stadt-Theaters, ihre Mitwirkung zugesagt haben. Die Liederbegleitung hat Herr *Bernhard Köhler jun.* übernommen; das Bild zum Titelblatt der Festschrift ist von Prof. *Johannes Niessen* gezeichnet. Allen sei der herzliche Dank der Gesellschaft ausgesprochen!

Dem Festausschuss gehörten an:

Hofrat **Dr. Johannes Fastenrath**, Vorsitzender.

Regisseur Otto Beck.	Oberregisseur Ernst Lewinger.
Jul. Ed. Bennert.	Ed. Hch. Mayer.
Director Jean Dietz.	Hans Willy Mertens.
Albert Drossong.	Kapellmeister Wilh. Mühldorfer.
Prof. Dr. Alb. Ebeling.	Otto Rammelmeyer.
Referendar Dr. Ferd. Esser.	Referendar Georg Barthel Roth.
Carl Farina.	Dr. C. A. Schwann.
Rechtsanwalt Dr. Georg Fischer.	Justizrat Emil Schmitz.
Referendar Dr. Georg Fuchs.	Ferdinand Sohn.
Wilhelm Heyer.	J. Steven.
Jac. Laué.	Dr. A. Strecker.
Assessor Walter Laué.	Kapellmeister Prof. Dr. Franz Wüllner.
Hauptmann Josef Lauff.	Fritz Zileken.

Alaaf Köllen!

Johannes Fastenrath.

Prolog

zum

31. Januar 1895.

Süss wiegen unser Köln des Rheines Wellen
Und flüstern ihm vom Hort der Nibelungen,
Keck in sein Ohr des Faschings Töne gellen,
Die nirgendwo so freudenhell erklingen.
Zum fernen Süd als fahrende Gesellen
Sind Köllens Sänger siegreich vorgedrungen,
Und auch der Dichtkunst Flamme zu entzünden,
Trieb's die Poeten, einen Bund zu gründen.

Sie möchten Heim und Herd in Köln bereiten
Ihr, die ein Aschenbrödel nur geschienen,
Und doch vom Staub uns hebt zu Sphärenweiten,
Verschwistert ist des Himmels Cherubinen.
Sie wollen für die Herrliche nur streiten,
Der Göttlichen als ihrer Kön'gin dienen.
Drum schufen sie den Bund, den Bund der Seelen,
Drin sie zum Kampf sich für das Schöne stählen.

Seit einem Jahr der Muse Banner tragen
In stillem Dienst sie, doch im steten treuen,
Und wenn aus ihrem engen Kreis sie wagen,
Bescheidne Blüten vor Euch auszustreuen,
Vertrauensvoll thun heut sie's sonder Zagen,
Da Köln es liebt, die Dürft'gen zu erfreuen.
Sie nahen, einen Engel im Geleite,
Euch ohne Furcht, da Charitas sie feite.

Seht Deutschlands Dichter! Ach, wie viele starben
 Und hinterliessen ihrem Volk die Reue!
 Es hat für sie die Erde keine Garben,
 Sie lebten in des Himmels Azurbläue;
 Und mussten in dem Vaterland sie darben,
 Sie hielten doch dem Ideal die Treue,
 Und nach der Muse feurigem Umarmen
 Gleich einem Krösus dünkten sich die Armen!

Und schaut auch sie, die die Verteid'gungsschanze
 Jedweden guten Rechtes sind tagtäglich,
 Nie vor der Macht sich beugend wie der Schranze;
 Wie mühen diese Wackern sich unsäglich!
 Die öffentliche Meinung strahlt im Glanze
 Durch sie, doch lebt ihr Dolmetsch trostlos kläglich,
 Wenn heisser Tageskampf ihn aufgerieben
 Und längst vergessen ist, was er geschrieben!

Wär' das des deutschen Volkes Dank? Mit nichten!
 Ihr kamt, ihr Kölner, kamt mit vollen Händen,
 Die Ehrenschild, die heil'ge, zu entrichten:
 Den **Journalisten** wollt Ihr Liebes spenden,
 Die immerdar aufs Recht den Sinn Euch richten;
 Den **Dichtern**, die den Blick nach oben wenden.
 O, seid bedankt in dieser Weihestunde,
 Ihr Kölner all', vom jungen Dichterbunde!



Josef Lauff.

Festspiel

zum

—♦ 31. Januar 1895. ♦—

Personen:

Colonia.

Die Poesie.

Die Tonkunst.

Der Künstler.

Die Scene stellt ein prächtiges Gemach dar. Im Hintergrunde sitzt Colonia Agrippina auf schwerem Sessel. Auf ihrem Haupte trägt sie die Mauerkrone. Ein farbiger Teppich mit dem Kölner Wappen beschliesst hinten die Scene.

Am Fusse der Thronstufen der Künstler in mittelalterlicher Tracht. Ein Lorbeerkranz ist um seine Schläfen gewunden.

1. Auftritt.

Colonia, der Künstler.

Der Künstler

(begeistert).

Du bist beglückt vor allen andern
Vom Scheitel bis zum goldnen Schuh;
Von Polen bis zum Reich der Flandern
Ist keine Stadt so schön wie du!
Dich preisen Lieder und Gesänge,
Das Gute nur zieht dich empor,
Und hehre Feierylockenklänge
Erfreuen das entzückte Ohr.
Dich grüssen fern die sieben Berge,
In deinem Strome singt die Fei,
Und sommernächtens rauscht der Ferge
An deinem Zinnenkranz vorbei. —
Dein Banner flog in manchen Schlachten,
Es stieg der Renner scheu und wild,
Und deine Sichelwagen krachten
Vernichtend über das Gefild. —

Dein stolzer Dom wird ewig dauern,
 Ein Zeichen deutscher Werklerkraft,
 Und sondergleich in deinen Mauern
 Hat Meister Stephan einst geschafft.
 Dein Handel ging nach allen Zonen; —
 Das war ein Kommen und ein Gehn! —
 Und wo die fernen Inder wohnen,
 Da liess'st du deine Wimpel wehn.
 Du überlebst Zeit und Stürme,
 Die stolze Kraft war dir Wardein —
 Und trutzig ragen deine Türme
 Ins milde Aetherblau hinein.

Colonia

(einfallend).

Und was mir schon seit Olims Zeit gewesen:
 »Der alte Ruhm vom Lorbeerkranz umhegt« —
 Hat nicht die Zeit mit ihrem Eisenbesen
 Erbarmungslos von meiner Stirn gefegt.
 Was ich einst war, das bin ich stets geblieben,
 Dem Edlen nur erwies ich Heil und Gunst;
 Auf meinem Schild steht unentwegt geschrieben:
 »Das höh're Leben adelt nur die Kunst!«
 Wohin du hörst — dich grüssen frohe Lieder,
 Auf zu den Sternen schwillt die Harmonie,
 Und meine Hallen klingen jubelnd wieder
 Von der Gewalt erhabner Symphonie.

Künstler.

Dem Ohr zu schmeicheln durch das Schöne,
 Im Bann vom schallenden Applaus,
 Riefst du die herrliche Kamöne,
 Die Tonkunst, in dein festlich Haus.
 Ihr gabst du eine güldne Kette,
 Ein ewig währendes Asyl,
 Und freudig rührt auf heil'ger Stätte
 Die Kunst ihr tönend Saitenspiel.

Und dennoch muss ich schmerzlich trauern,
Dass schon so manches liebe Jahr
In deinen ruhmgekrönten Mauern
Die Poesie nicht heimisch war. —
In deinen Gassen weilt die Sage,
Es schaffen Heinzelmann und Zwerg,
Und fernher tönt die Schmerzensklage
Der schönen Frau vom Lurlenberg.
Es rankt sich märchenhaft Begeben
Um manches steinerne Gesicht —
Allüberall poetisch Leben! —
Doch heimisch ist die Dichtkunst nicht.
Und wenn ich tausend Zungen hätte,
Sie hätten nur das eine Ziel:
»Der Dichtkunst eine Pflegestätte,
Ein Königreich für ein Asyl!«
Doch sieh! — Auf lichtdurchsonnten Wegen
Und in der Schönheit Allgewalt,
Mit zierem, rhythmischem Bewegen
Naht eine blendende Gestalt.

2. Auftritt.

Die vorigen, die Tonkunst.

Letztere tritt von rechts ein. Harfenklänge und zarte Flöten, die noch geraume Zeit ihr Spiel fortsetzen, begleiten den Eintritt. Der Künstler hat sich an die linke Seite der Colonia begeben.

Die Tonkunst.

Ein dauerndes Bestehen
Hat sich mir zugesellt,
Und meine Schritte gehen
Klingend durch alle Welt;
Und meine Weisen greifen
Ans freudige Menschenherz,
Und meine Lieder schweifen
Vom Irdischen sternenwärts. —
— Die zarte Primel am Wege,
Die sinnig den Schöpfer preist,
Das Weben im Waldgehege
Verherrlicht mein schaffender Geist. —

Dir hab' ich die Laute geschlagen,
 O Königin gross und hehr,
 Und selbst dein Lob getragen
 Bis fern zum stillen Meer.
 Doch heute liess mich führen
 Ein Bitten zu dir hin —
 O lass dich erweichen und rühren,
 Vielglänzende Königin,
 Denn scheu und ganz verlassen,
 Bei frostiger Lüfte Wehn,
 Sah ich in deinen Gassen
 Ein schönes Mädchen stehn.
 Das Licht der Augensterne
 War wunderselig entbrennt,
 Als grüsste aus himmlischer Ferne
 Das ganze Firmament.
 Ein unsagbares Verlangen
 Lag in dem berückenden Schein,
 Und ihre Blicke drangen
 Bezaubernd auf mich ein.
 Von ihren Gewalten bezwungen,
 Beseligt durch ihre Macht,
 Hab' ich die Fremde umschlungen
 Und zu dir hergebracht.
 Lass dein Gefühl erwärmen,
 Lass ihm des Herzens Lauf
 Und nimm mit gütigen Armen
 Das fremde Mädchen auf.

Colonia.

Ich fühle froh das Herz im Busen schlagen,
 Es schwillt die Brust, das Auge wird verklärt —
 Wer könnte dir den kleinsten Wunsch versagen? —
 Mit Herz und Hand — die Bitte sei gewährt!

Die Tonkunst winkt in die Scene, dann begibt sie sich auf die linke Seite des Thrones. — Die Poesie erscheint von rechts. — Sie trägt einen Epheukranz im Haar. — Ihr ganzes Erscheinen ist schlicht und einfach. — Harfen begleiten den Eintritt.

3. Auftritt.

Die vorigen, die Poesie.

Colonia

(zur Poesie).

Wer bist du, wunderliebes Wesen?
Du nahst auf lichtdurchsonnter Spur;
In deinen Augen ist zu lesen
Das grosse Rätsel der Natur.

Die Poesie

(wie in tiefen Gedanken).

Wo traumverloren seine Silberschleier
Das Mondlicht webt,
Wo sich bei holder Auferstehungsfeier
Das Veilchen hebt,
Wo im Gebirg auf gletscherkalter Firne
Das Leben wich —
Auf blitzdurchfurchter, schwarzer Wolkenstirne
Da bin auch ich.

Wo wehmutsvoll in tiefgestimmten Psalmen
Der Eichforst singt,
Wo rauschend in den goldbetrieften Halmen
Die Sichel klingt,
Und wo im Dampf der brüllenden Kanonen
Die Kugel strich —
Beim Rossgestampf der fliegenden Schwadronen
Da bin auch ich.

Wo farbenhell vom Kerzenglanz umschienen,
Die Schönheit blüht,
Und wo im Schmuck von feurigen Rubinen
Der Busen glüht,
Wo zu der Mutter namenlosem Jammer
Ein Kind verblich —
In firnisduftdurchseuchter Sterbekammer
Da bin auch ich! —

Der Künstler

(mit Begeisterung).

Die ich noch hier in bangen Stunden
Ersehnt mit heisser Phantasie,
Die hat sich endlich eingefunden,
Denn vor uns steht die Poesie! —
Jetzt, Königin auf hohem Throne,
Lass diese bei uns heimisch sein,
Und füge so in deine Krone
Das herrlichste Juwel hinein! —

Die Poesie.

O Königin, dein Haus ist voller Klingen
Und Jubelton,
Und auserwählte Männerchöre singen
Um deinen Thron;
Ein Zaubermeer von Harmonieen gleitet
Beseelt um dich —
Der Tonkunst steht ein goldnes Haus bereitet,
Doch keins für mich!
Mich hat das Glück, um stets bei dir zu weilen,
Nach hier geführt;
Lass schwesterlich mich mit der Schwester teilen,
Was mir gebührt,
Und wie sie gross und strahlend ist geworden,
Beschirmt durch dich —
So an des Rheines schönen Uferborden
Beschirm' auch mich! —
Von dir in dieser weihevollen Stunde
Gebenedeit,
Wär' ich beglückt auf weitem Erdenrunde
Für alle Zeit. —
O Königin, lass deine Grossmut siegen
In sel'ger Lust,
Und jubeltönig, jauchzend will ich fliegen
An deine Brust.

Bei den letzten Worten hält die Thronende die Arme gebreitet. — Mit lautem Aufschrei eilt die Poesie auf sie zu und birgt ihr Antlitz in den Schoss der herrlichen Frau. — Diese beugt sich nieder und küsst den Scheitel der vor ihr Knieenden. Währenddem hat sich die Tonkunst dicht an ihre linke Seite gestellt. Nach einiger Zeit erhebt sich Colonia und legt ihre Arme um die beiden Schwestern, gleichsam wie segnend, darauf beginnt sie:

Colonia.

Ein goldnes Wort entsprang dem lieben Munde,
 Um deine Stirne zieht ein heil'ger Schein;
 Es wächst das Haus, es weitet sich die Runde,
 Und hochbegeistert zieht die Freude ein. —
 Dir sei bereitet eine Pflegestätte,
 Mein warmes Herz gehört dir voll und ganz,
 Und mit der Tonkunst freudig um die Wette
 Greif' nach der Palme, nach dem Lorbeerkranz.
 In meinem Arm sollst mächtig du erstarken —
 Ein Herz, ein Sinn — und alle Sorgen flieh'n! —
 Und hier vom Rhein bis in die fernsten Marken
 Soll flügelkräftig deine Muse zieh'n,
 Dass Neubeseelt, den alten Glanz zu mehren,
 Ein heil'ger Odem feiernd uns umweht,
 Und dir zum Ruhm und mir zu hohen Ehren
 Ein neues Licht ob meinem Haupte steht.

Der Künstler

(inmitten der Scene tretend und mit Feuer).

Ein Jubel geht durch alle Fernen,
 Die neue Stätte ist geweiht —
 Und du dort über jenen Sternen
 Beschirme sie für alle Zeit!

(Malerische Gruppe.)

Der Vorhang fällt.





C. Aldenhoven.

Kaiser Friedrichs Heimfahrt.

(März 1888.)

Was lauscht das Volk und flüstert bang?
Es rollt ein Zug am Felsenhang,
An dem die Wogen branden.
Die Kunde ging durch alle Welt:
Darinnen fährt ein kranker Held
Nach seinen fernen Landen.
Doch wo der Weg nach Norden geht,
Des fremden Volkes König steht
Und blickt mit ernstem Angesicht
Dem wehenden Rauche nach und spricht:
Gott schütze den deutschen Kaiser!

Durchs weite Blachfeld eilt der Zug,
Wo einst ein tausendfacher Fluch
Verwünscht den deutschen Namen,
Wo deutsche Kaiser die Städte verbrannt,
Mit Blut gedüngt das reiche Land,
Zertreten der Freiheit Samen.
Da läuft am Weg das Volk zuhauf,
Vom Acker schaut der Bauer auf,
Und wie er den Wagen des Fürsten erkennt,
Erhebt er zum Grusse die braune Hand:
Gott schütze den deutschen Kaiser!

In Felsenengen kommt die Nacht,
Das Dampfross keucht durch bleiche Pracht
Beeister Bergeswände.
Dann abwärts donnert der Raderschlag
Und froh erhellt der junge Tag
Ein breites Fruchtgelände.
Da ruft der Held, die Wange bleich,
Doch hellen Augs: »Mein Volk! Mein Reich!« —
Und neben ihm die treue Frau
Spricht leis, den Blick im Himmelsblau:
Gott schütze den deutschen Kaiser!

»O Deutschland, dem ich mich verlobt,
Du Land, des Treue wir erprobt
Im Leid, das uns betroffen!
Es kommt dein Fürst mit hohem Mut,
Wahrheit und Recht sein schönstes Gut,
O Deutschland, hilf mir hoffen!« —
Und wo ein deutsches Herze schlägt
Und Dankbarkeit und Liebe hegt,
Aus jeder Brust zum Himmel fleht
An diesem Tag nur **ein** Gebet:
Gott schütze den deutschen Kaiser!

Und weiter und weiter das Dampfross saust,
Auf öder Fläche der Schneesturm braust,
Die Nacht umhüllet die Wagen.
Und angstvoll fragt es im weiten Reich
Und schaut ins Dunkel sorgenbleich:
Wie mag er das Wetter ertragen?
In Aengsten harrt die Kaiserstadt,
Doch wie er die Heimat gefunden hat,
Da schlägt gewaltig Deutschlands Herz,
Ein einz'ger Ruf dringt himmelwärts:
Gott schütze den deutschen Kaiser!

Akragas.

Um vier Uhr werden die Schwalben wach und mahnen zum Aufbruch. Vor uns liegt die Trümmerstätte des alten Akragas: wir wollen sehen, ob die Geister der Verstorbenen aus den Ruinen zu uns reden. Die alten Griechen sagten, dass man eine Oeffnung am Grabe lassen müsse, damit die Toten die Schwalbe hören könnten, wenn sie die Ankunft des Frühlings verkündet, und es ist allerdings ein merkwürdig feiner und durchdringender, wie Licht und Leben kündender Ton, der im Morgengrauen das Haus umkreist.

Der Nachtwind streift noch kühl über das Land und auf dem Meere liegt der breite Schimmer des Mondes. Einzelne weisse Punkte leuchten in der Ferne auf, die Segel der Fischerbarken. Still liegen Felder und Berge; nur die Hunde bellen um die einsamen Gehöfte. Da kräht der Hahn. Die Wolken färben sich rötlich und langsam gliedert sich die weite Landschaft. Zur Linken fällt ein schön geformter Berg mit weisser Spitze zum Meere ab; vor uns dehnt sich die Hochebene, auf welcher einst die gewaltige Stadt sich ausbreitete, von dem Fusse des Burgfelsens, den das moderne Girgenti einnimmt, bis zum jähem Abhang nach dem Meere zu, an dem die Tempel stehen. Und jetzt erkennt man auch die stolzen Säulenreihen: geisterhaft bleich tauchen sie aus dem Dunkel auf. Dann kommt die Sonne, von dem rötlichen Perlmutterschimmer der Morgenwolken scheidet sich das glänzende Blau des Meeres und alles ringsumher erblüht in Frühlingspracht.

Am östlichen Ende der Einsenkung, welche die Burg von der Stadt trennte, hört man schon früh ein kräftiges Eselgeschrei. Hier ist »der Griechenbrunnen«, an dem sie noch heute in grauen Thonkrügen das Trinkwasser holen, und hier beginnt der Hohlweg, der im Altertum die Umwallung durchbrach und zum Flusse Akragas hinabführte. Da sieht man recht, wie steil der Fels unter der Mauer abfiel. — Ein Knabe kommt heraufgeritten, ein einförmiges Lied auf der Rohrpfeife blasend. Alles ist bunt von Frühlingsblumen. Persephone ist aus dem Hades emporgestiegen und hat die schöne Insel, die ihr Zeus zur Hochzeit schenkte, aufs neue geschmückt. Klatschrosen und Winden bedecken die Abhänge, an denen die Ziegen mit den gewundenen Hörnern grasen; auf den Wiesen blühen tiefroter Klee und schimmernde Margueriten. Goldgelbe Schmetterlinge gaukeln darüber und zierliche Eidechsen laufen über die heissen Steine. Sie heben die Köpfchen, als wollten sie begierig die Sonnenstrahlen trinken, dann schlüpfen sie

wieder in das kühle Reich der unterirdischen Göttin. Von dem reichen Segen, mit dem Persephone einst die sicilischen Städte beglückte, künden noch die schweren Aehren der Gerstenfelder. Der grösste Teil des Landes aber ist mit Fruchtbäumen bepflanzt und hier an der Südküste werden die Oliven mehr und mehr von den Mandeln verdrängt. Das Aussehen der Insel ist überhaupt durch die in unserer Zeit eingewanderten Pflanzen bestimmt, vor allem durch das Blaugrün des Cactus und der Aloë. Auch das dunklere Grün der Mandeln hat einen fremden Ton in die Landschaft gebracht. Nur selten findet man noch eine Ecke des Landes so, wie es die Alten sahen: unter den gelblichen Sandsteinfelsen die grauen Oelbäume und das frische Grün der Saaten und Reben und dahinter das blaue Meer. Das gibt dann freilich eine so feine und ruhige Harmonie, dass man auf diesem Hintergrunde erst die edlen Formen der griechischen Kunst völlig verstehen lernt.

Da stehen die Tempel in langer Reihe, hart am Abhang über die Mauer ragend, alle mit der Breitseite dem Meere zugewandt: ganz links auf stolzer Höhe der Junotempel mit den zerbrochenen Säulen — eben zieht ein Falke darüber seine Kreise, — in der Mitte der Tempel der Concordia, dann die Trümmerhaufen des Herakles- und Zeus-tempels. Schade, dass man die thörichten Benennungen nicht mit besseren vertauschen kann! Doch wie auch die Götter hiessen, denen sie geweiht waren, sie bildeten ein mächtiges Bollwerk hellenischen Geistes gegen die Barbaren: die stolze Freude des heimkehrenden Schiffers und den Neid des Puniers, dessen Götter lange vor Zeus und Herakles auf der Insel geherrscht hatten. Wie die Dome des Mittelalters dienten sie zugleich der Ehre der Götter und dem Ruhm der Stadt. Karthagische Kriegsgefangene hatten nach der Schlacht bei Himera im Jahre 481 daran bauen müssen und die Karthager waren es auch, die sie am Ende des Jahrhunderts zerstörten. Noch heute kommt der böse Feind aus Afrika, der Scirocco, der den Sand des Berges zerfrisst und die Mauern untergräbt, dass ihre Trümmer jetzt zusammen mit den Felsstücken und den Gräbern darin den Abhang bedecken. Man kann den natürlichen Boden und die künstlichen Bauten kaum unterscheiden und auch die Tempel sind, nachdem sie ihren Farbenschmuck verloren und wieder den braunen Ton des Felsens angenommen haben, zu einem Teil der Landschaft geworden. Es ist deshalb schwer, ihren ursprünglichen künstlerischen Wert sich klar zu machen.

Allein je länger man sie betrachtet, desto mehr lösen sie sich ab von der umgebenden Natur. Erscheint doch solch ein Bau mit seinem

seltsamen Gebilde und den überflüssigen Säulen als etwas Unnatürliches, Willkürliches. Die dorische Bauweise ist sehr einförmig und von weitem sieht ein Tempel wie der andere aus; doch gerade in dieser Einheit des Stiles ist die nationale Eigentümlichkeit fest ausgeprägt und man begreift, dass andere Culturvölker, wie die Phönizier, diese Werke hassen mussten. Selbst in den grossartigen Verhältnissen des Concordientempels macht diese Architektur zunächst den Eindruck eines vollkommen durchgearbeiteten Kunstwerks, er steht so fertig abgeschlossen da, wie ein anmutiges Weihgeschenk. Man könnte sich ihn auch in Goldschmiedearbeit ausgeführt denken. Doch wie ich eben mir das sage, kommt eine Reihe von Bäuerinnen mit bunten Kopftüchern vorüber und steigt an der Ecke des Tempels den Abhang hinab. Wie da mit einem Mal die Formen wachsen! — Das Mass der Dinge ist der Mensch. Jetzt erkenne ich die Grösse und den Ernst dieser einfachen Formen und blicke mit andächtigem Gefühl zum Giebel empor. Wenn man dann in die Hallen selbst eintritt und mit dem ganzen Bau vertrauter wird, so wächst der Eindruck des Vornehmen. Wie muss das alles gewirkt haben, als die Säulen mit glänzend weissem Stuck überzogen und das Gebälk mit Rot und Blau bemalt war! Man möchte meinen, dass es für den hellen Sonnenschein hier fast zu bunt und glänzend gewesen sei. Aber die Farbenspuren, welche man an den Trümmern im Museum zu Palermo sieht, lassen doch kaum einen Zweifel, dass der Geschmack des fünften Jahrhunderts diese bunte Pracht verlangt hat. — Am ödesten erscheint das Innere, das einst mit Marmorbildern und Goldgerät gefüllt war. Und welches Leben umwogte die jetzt so einsamen Mauern, wenn die Bürgerschaft in festlichem Zuge das Opfer brachte und der Dichter vor der Säulenhalle den Reigen stellte, welcher die Götter pries und die Thaten und Leiden der alten Helden und Frauen besang! — Die Lieder sind seit zwei Jahrtausenden verstummt, aber in dem feuchten Grunde, im schattigen Fruchtgarten beim Dioskurentempel schlägt noch heute wie zu den Zeiten Sapphos »der sehnsuchttönende Frühlingsbote, die Nachtigall«. — Hier in der Nähe liegen auch die Trümmer des Zeustempels. Die einzelnen Stücke sind wohl nicht so kolossal wie in Selinus, aber der Umfang des Gebäudes ist staunenswert. In der Mitte liegt einer von den Atlanten, welche die Decke trugen: er sieht aus wie ein Riese, den Perseus mit dem Medusenhaupt versteinert, eine Verkörperung des Menschenfressers aus dem Kindermärchen. Die zerbrochenen Glieder erscheinen hier ebenso fabelhaft wie die übereinandergetürmten Säulentrommeln und Gebälkstücke. Ueberhaupt erkennt man die Grösse dieser Werke am deut-

lichsten in der Zerstörung: wenn das geistige Band gelöst ist, das diese Steinmassen so leicht zusammenhielt, dann sieht man erst den Umfang der einzelnen Teile. Wenn wir aber in diesen Trümmerhaufen die Geisteskraft des Menschen bewundern, so sehen wir in ihnen zugleich ein Denkmal seiner Ohnmacht und Vergänglichkeit und gedenken des frommen Simonides, der den Kleobulos von Lindos tadelt, weil er »die Beständigkeit der Säule gleichstellt den ewigen Strömen und den Frühlingsblumen, dem Glanz der Sonne und des goldenen Mondes und den Wirbelfluten des Meeres. Denn mächtiger als alles sind die Götter. Einen Stein aber stürzen auch sterbliche Hände!«

Am schönsten sind die Ruinen am Mittag. Die Formen der zerbröckelten Bauglieder werden durch die tiefen Schatten scharf hervorgehoben, am Concordientempel bildet die vordere Reihe mit den beiden Säulen der Vorhalle ein prächtiges Portal, das den Blick hineinzieht in das Dunkel des Heiligtums, und der Sandstein leuchtet goldbraun im Gegensatz zum tiefen Blau des Himmels. Das Meer wird ganz weiss. Ein leiser Wind kommt vom Strande und trägt Orangenduft über die Gartenmauer. Und während das Land in der Mittagsglut schweigt, klingt aus der Tiefe der langgedehnte Ton eines Ritornells: *O dio, che io fossi il confidato di questa signora!* — Es ist kein schöner Gesang, aber es ist der Ton der Sehnsucht und vielleicht hört ihn in der Ferne jemand, der die Stimme kennt. — Nur selten sieht man Arbeiter auf dem Felde. Sie bringen dem Fremden Altertümer: einen hübschen geschnittenen Stein und eine Silbermünze von Akragas mit dem Krebs und dem Adler. Es sind ärmliche Leute, hungrig und misstrauisch, denn das reiche Land ist in den Händen der grossen Herren und oben in der engen schmutzigen Stadt drängt sich ein arbeitsloses verkommenes Geschlecht. Jetzt hat sie die Furcht vor der Cholera noch verschlossener und misstrauischer gemacht. Vor allem fürchten sie den Fremden, denn sie glauben, dass die Regierung Leute sendet, welche die Krankheit »ausstreuen« sollen. Steht doch im neuesten Wahlartikel des radicalen Blattes von Girgenti zu lesen, dass die Cholera im vorigen Jahre vom Ministerium aus Rache nach Palermo importirt ist!

Kehren wir zu den Toten zurück! Ihre Herrin ist Hekate, die in schweigender Nacht das täuschende Mondlicht über die Erde ausgiesst, in dem die Wirklichkeit wie ein Traum erscheint und die Träume Gestalt gewinnen. In den Bäumen regt sich kein Hauch, aber hell, unheimlich tönt der Eulenruf und unablässig bellen die Hunde, denn sie kennen die Göttin. Jetzt sehen die Trümmer des Heraklestepfels gewaltig aus. In den Cannelüren der Säulentrommeln schimmert der

Stuck und zeichnet scharf die Glieder der gefallenen Riesen, in denen noch Leben zu wohnen scheint. Auch der Junotempel scheint gewachsen zu sein, ein seltsamer Schimmer umfließt die Säulen, die sich klar gegen den Nachthimmel abheben. Am schönsten ist der Concordientempel. Er ist wie von Geisterhänden wieder aufgebaut. In glänzender Pracht steht die lange Säulenwand und tiefe Schatten liegen unter dem Gebälk und füllen geheimnisvoll das Innere. Aber vom Strande und aus den Thälern zieht es herauf in weissen wallenden Gewändern. Den Platz vor dem Tempel füllt ein wogendes Gedränge von Männern und Frauen. Jetzt schweigen die Hunde, nur leise rauscht in der Ferne das Meer und eine Helligkeit verbreitet sich über den tiefblauen Himmel. Aus der Säulenhalle tritt die Priesterin hervor. Mit erhobenen Armen steht sie auf der obersten Stufe — die grossen Augen leuchten in dem blassen Antlitz, — und ein Gesang von klanglosen Stimmen erschallt:

Hekate, fackeltragende Tochter der schwarzverhüllten Nacht!

Da wendet alles die Blicke gen Himmel und über uns sehen wir das lichte Antlitz der Göttin mild lächelnd, und wiederum tönt der Gesang: Furchtbar bin ich nur denen, die noch hoffen und fürchten. Selig die Toten!



Anhaeuser.

Sturmfest.

Alles sieht man kühn die Menschen wagen,
Nur im Sinn, das Glück sich zu erjagen,
Das auf **einmal** jede Sehnsucht stillt.
Geld und Gut, Genuss und Macht im Leben
Ist, was sie mit Fieberhast erstreben,
Vor sich stets das süsse Gaukelbild.

Und sie merken's nicht, die Ewigblinden,
Dass kein Halt da draussen ist zu finden
In dem wirren Treiben dieser Welt.
Ganz muss sich mit Wollen, Fühlen, Denken
In des Herzens tiefsten Grund versenken,
Wer auf sich und wahre Freiheit hält.

Dort muss er den bösen Feind bekämpfen
 Und die Flammen ird'scher Lockung dämpfen,
 Dann kommt Friede, Ruh' und Sonnenschein.
 Wem dazu der Himmel Kraft gegeben,
 Wer sie sich erstritten hat im Leben,
 Birgt das Glück in seines Busens Schrein.
 Und er nimmt, wie sich die Zeiten wenden,
 Was sie Gutes oder Schlimmes senden,
 Heiter mit gefasster Seele an.
 Noch hat keinen das Geschick bezwungen,
 Der den Sieg sich selber abgerungen
 Und sich frei gemacht von Menschenwahn.

Lied Konradins.

(Dem Original frei nachgebildet.)

Wie hab' ich mich gefreut der Zeit,
 Da uns viel Blumen rot und gold
 Der Mai aus Winters Not und Leid
 Aufküssen und erwecken sollt'!
 Als dann des Maien Ruf erscholl,
 Wie fühlt' ich, dass das Herz mir schwoll!
 Wie war die Welt so freudenvoll!
 Die Blumen blüh'n, — mir blüh'n sie nicht.
 Was hilft der Lüfte lindes Weh'n,
 Was hilft mir Duft und Maienlicht?
 Ich Armer, ich muss einsam gehn.
 Von Kummer ist das Herz mir schwer;
 Viel bitt'res Leid trag' ich von der,
 Die ich geliebt hab' allzusehr.
 Verschmäht hat mich die hohe Maid,
 Weil ich nur erst ein Knabe bin.
 Nun wohl, — es ist zu scheiden Zeit,
 Der Traum ist aus, die Lieb' ist hin.
 Doch warte, — eh' das Jahr verrinnt,
 Da kommt die Kunde dir geschwind:
 Es ward ein Mann aus diesem Kind.



Berthold A. Bär.

Es war einmal.

Es war einmal — wie hat mir's doch
Lieb Mütterlein so oft erzählt,
Wenn ich, ein ungeduldig Kind,
Mit meinen Fragen sie gequält.

Es war einmal — wie gab sich dann
So andachtsvoll und stille hin
Des Märchens tiefer Zaubermacht
Der unschuldsvolle Kindersinn.

Es war einmal — o wonnig Wort,
Das sich das Herz des Kindes stahl . . .
Nun ist sie fern, die Jugendzeit,
Der Kindertraum — es war einmal! —



Otto Beck.

G'stanzeln.

Otto Beck is mei Nama,
Aus »Müncha« bin i her
Und aussa mi selba
Intressirt das koan mehr.
Holdie!

Amol hab i glaubt,
I war zum Hamlet geborn,
Glei hab'n mia die Kritika
Die Freud dran vadorm.
Juche!

Vor Zeit'n hat's g'hoass'n,
I hätt zu all'm a Talent,
Und jetzt spiel i nur Wurstl,
Himmelkreuzsapperament.

Dulje!

Wir hab'n a »Litterarische«,
So gebildet und schön,
Drum thun da a meistens
Recht wenig hingehn.

Sixtera!

Aber wann sich die G'sellschaft
Schöne Narrenkapp'n kauft,
Na wird um die Plätz
In da Litt'rarischen g'rauft.

Didlum!

Wann bei uns is a Vortrag
Und im Stimmsaal drob'n Lärm,
Na kann ma vom Dichta
Koa Wörtrl net hörn.

Heija!

Wir geb'n für d'Journalist'n
A wunderschöns Fest,
Doch san »Journalist'n«
Net viel bei uns g'west.

Aja!

Professor Litzmann will Wallenstein
Alle „drei“ an ein Tag,
Da trifft von die Abonnenten
Die Hälfte der Schlag!

Sacra!

Ja, wann's war a Oper
Mit Ausstattung drin,
Na hätt ja der Vorschlag
Viel eher an Sinn.

Holderie!

Und wann i jetzt aufhör,
Na, nehmt mir's net krumm,
Und sei koans beleidigt,
Weil i g'schrieb'n hab' so dumm!
I-a.



Jul. Ed. Bennert.

Des Lebens Höchstes.

Ich zog, den Hort zu suchen auf tiefen Rheines Grund,
Davon viel Lieder künden aus deutschen Sängers Mund.
Konnt' ich ihn auch nicht heben, war doch das Glück mir hold:
Im Silberbecher funkelt des Rheinweins flüss'ges Gold.

Und alle Sorgen schwinden bei seinem lichten Schein,
Ich zog, den Hort zu suchen, der Hort, das ist der Wein!
Ihm soll mein Lied erklingen, wie keines mir geriet,
Der Hort, er ward zum Weine, der Wein wird mir zum Lied.

So nenne ich zwei Güter vom höchsten Werte mein:
Zum deutschen Lied begeistert mich deutschen Rheines Wein.
Dazu ertönt der Zither melodisch süßer Klang:
Von Herz zum Herzen dringet mein fröhlicher Gesang.

Und doch muss ich empfinden: es fehlt' das Beste mir, —
Weit mehr als Wein und Lieder, — des Lebens höchste Zier,
Die uns mit Geisterschwingen der Erdenwelt enttrafft,
Uns auch in ärmster Hütte des Himmels Freuden schafft.

Euch frag' ich, frohe Geister der Lieder: »Saget an,
Was ist das Höchste, Beste? Sagt, wo ich's finden kann.
Die Welt will ich durchwandern, will ruhen nimmermehr,
Bis endlich ich errungen solch Kleinod hold und hehr.«

»Nicht suche in der Ferne, was dir am Rhein erblüht,
Zum deutschen Weine fandest du dort das deutsche Lied;
Das Lied wird dich geleiten,« so tönt der Geister Wort;
Auf flücht'gem Renner stürme ich in die Weite fort....

Des grünen Stromes Ufer hinab trägt mich mein Ross,
Da ragt auf hohem Berge ein stolzes Königsschloss;
Es steigt von grauen Quadern der mächt'ge Turm hinan,
Von seiner Spitze glänzet weithin ein goldner Schwan.

Man heisst mich froh willkommen am hohen Schlossportal,
Ein Edelknabe reicht mir den goldenen Pokal:
»Nehmt meinen Gruss, ihr Treuen, am schönen Rheinesstrand,
Den ersten Trunk ich weihe dem lieben Vaterland!«

Ich tret' zum Festessaale, die Zither in der Hand,
Mich fasset mächt'ger Zauber, ich steh' wie festgebannt.
»Wie leuchtet mir dein Auge, du holde Jungfrau mild,
Dich preisen meine Lieder, du herrlich Frauenbild.

Ich fühl' mein Herz erglühen in Lieb' zu dir allein,
Erhör' mein innig Flehen, o sei auf ewig mein.
Nicht hab' ich hohe Schätze, nicht Edelstein und Gold,
Doch bring' ich reiche Klänge und Lieder wunderhold.

Du neigst dich zu mir nieder mit minniglichem Gruss,
Wir tauschen weltvergessen der Liebe süssen Kuss.
Dir will ich angehören und ewig dein ich bleib',
Der Erdengüter höchstes, ich fand's — das deutsche Weib!«

Nun schwing' ich froh den Becher, begeistert tönt mein Lied,
Was heiss ich mir ersehnet, mir Glückes Gunst beschied:
Mein Leben und mein Streben verklärt mit goldnem Schein,
Was mir mein Gott gegeben in Liebe, Lied und Wein.



Karl Brugger.

Die Steine des Domes sich fügen mit Strenge
Zu Pfeilern und Bogen, die kühn sich erheben;
Doch können durchschauern das Herz sie der Menge?
Der **Geist** ist's des Baues, sein himmelwärts Streben!

Wo Menschen sich einen in schaffendem Ringen,
Den Tempel des Glückes fürs Leben zu bauen —
Den **Geist** zu dem Werke kann **eines** nur bringen:
Sich seelisch verstehen, in Lieb' sich durchschauen!



Marie Brugger.

Kletterrosen.

Du Wandersmann, schau' nur,
Schon winkt dir ein Hüttchen:
Da klettern die Rosen
Den Giebel hinan!
Sie schlingen sich trauter
Ums Fensterlein droben
Und hauchen süssduftend
Zwei Wangen dort an.
Bald schau'n aus dem Busche,
Aus schneiiigem Blühen,
Zwei Rosen in purpurnem
Glühen heraus!
Du Wandersmann, schau' nur
Den Giebel voll Rosen,
Doch pflück' mir die schönsten,
Die roten, nicht aus!



Detta.

Zwei Rococofiguren.

Eine Federzeichnung zu zwei Menschenleben.

Schon seit einer langen Reihe von Jahren bewohnte Fräulein Clothilde die oberen Räume des altfränkischen Mansardenhauses, das wohl einmal eine zu dem benachbarten Schlosse gehörige Dienstwohnung gewesen sein mochte. Früher, zu Lebzeiten ihrer Eltern, hatte es der

Familie einmal vorübergehend zum Aufenthalt gedient; das war jedoch schon sehr lange her, wohl schon mehr denn fünfzig Jahre. Als ihre Eltern gestorben waren, hatte Fräulein Clothilde eine sich bietende Gelegenheit ergriffen, das Haus zu erwerben, und seitdem wohnte sie da. Ihren Bekannten war das sonderbar erschienen, denn es war ein sehr einfaches Haus, und eine mehr im Mittelpunkte der Stadt gelegene Wohnung wäre für die alte Dame doch entschieden bequemer gewesen. Aber sei es nun, dass der hübsche Ausblick auf das Schloss und den Schlossgarten sie in der Wahl bestimmt hatte, sei es, dass sich ihr liebe Erinnerungen an diese Räume knüpften: kurzum, sie führte hier ein beschauliches, ruhiges Dasein, so einförmig, dass schon der Besuch der kleinen Else eine Unterbrechung war. Else war das siebenjährige Töchterchen des Professors Oswald, an welchen Fräulein Clothilde die unteren Räume des Hauses vermietet hatte. Er war Professor und Lehrer an der Malerakademie der Stadt, und es konnte für einen Künstler wohl kaum eine malerischere Wohnung geben, als dieses weltferne Häuschen im Schlosspark.

Heute, da der kühle Herbsttag den kleinen Wildfang Else frühzeitig in die Stube bannte, hatte diese noch am Spätnachmittag Fräulein Clothilde einen Besuch abgestattet und der alten Dame schon seit geraumer Weile von all den Sachen vorgeplaudert, die das Herz eines siebenjährigen Mädchens ausfüllen. Dabei waren dem Fräulein Erinnerungen aus der eigenen Kindheit gekommen. Sie öffnete einen kleinen Schrank von polirtem Nussbaumholz, dem man es ansah, dass er mindestens ebenso alt war wie die Dame selber; Else bewunderte daran immer die reiche Einlegearbeit von hellerem Holze und die blinkenden Messingbeschläge an den Ecken und an den Griffen. Dieses altmodische Möbel barg allerlei Andenken an jene Zeit, da das alte Fräulein selbst einmal jung gewesen. Da war ein zierliches Blumenkörbchen, aus Silberdraht geflochten, eine niedliche Tasse, aus der sie selbst als Kind getrunken, ein Paar winziger Schuhe, die ihrer Lieblingspuppe gehört hatten, und was dergleichen Kostbarkeiten mehr waren. Und zu all diesen Sachen wusste Fräulein Clothilde in ihrer lebenswürdigen, freundlichen Weise eine Geschichte zu erzählen.

»Ach, Tante,« rief Else plötzlich »sieh doch die netten Püppchen, bitte, lass mich die auch einmal betrachten.«

Das Fräulein folgte dem Blick des Kindes und nahm vom obersten Brette des Schrankes zwei Porzellanfiguren. Es waren in ihrer Art kleine Kunstwerke, Rococofiguren vom feinsten Meissener Porzellan. Eine Dame in weitausgeschnittenem Schnürmieder, mit geblühten Reifrock und

bauschigem Ueberwurf, wandte sich in zierlicher, koketter Haltung einem Cavalier zu; dieser, mit Dreispitz und Puderperücke, in schwarzen Kniehosen und blauem Frack, überreichte ihr in ebenso eleganter Haltung einen riesigen Blumenstrauss.

Einen Augenblick wartete Else, dass Tante Clothilde ihr auch die Geschichte der Püppchen erzählen werde. Als das Fräulein jedoch schwieg, fragte sie: »Und wo hast du die her, Tante?« »Die sind schon alt, Kind, schon sehr alt,« antwortete die Dame, aber ihre Stimme hatte einen ganz anderen Klang wie vorhin. Verwundert blickte das kleine Mädchen zu ihr auf. Die Tante schien die Gegenwart Elses vergessen zu haben, und über das Kind hinweg sah sie weit, weit in die Ferne. Else hatte plötzlich das Gefühl, etwas Unpassendes gefragt zu haben. Sie wurde verlegen und empfahl sich bald.

* * *

Fräulein Clothilde aber blieb noch eine Weile an demselben Platze stehen und betrachtete sinnend die beiden Rococofiguren in ihrer Hand. Dann stellte sie die Standbildchen behutsam auf den Tisch und trat an das Fenster.

Es war Abend geworden. Die leuchtende Scheibe des Vollmondes stand über den Baumgruppen des Schlossgartens. Er war ehemals Park und Lustgarten eines deutschen Kurfürsten gewesen, der sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hier einen Sommeraufenthalt erbaut hatte. Jetzt aber war der Park eine öffentliche Anlage und das Schloss ein Vergnügungsort geworden, in dem die Maler zuweilen glänzende Festlichkeiten veranstalteten.

Zu jeder Tages- und Jahreszeit bot diese Aussicht ein anziehendes Bild. Aber wenn, wie eben jetzt, das Ganze von dem bläulich weissen Lichte des Mondes übergossen wurde, dann hatte es etwas geradezu Märchenhaftes. Als ob durch Zauberwort ein Bild aus fernen Zeiten heraufbeschworen wäre, so hob sich das stille, weisse Schloss von dem tiefblauen Hintergrunde des Himmels ab. Eine breite Freitreppe führte von dem Schlosse in den Blumengarten, dessen zierlich verschnörkelte Wege sich wie silberne Bänder um die dunkleren Blumenbeete wanden. Durch die Wipfel der alten Bäume aber ging ein geheimnisvolles Rauschen, als erzählten sie sich von verwunschenen Prinzen und Prinzessinnen, die einst in diesem Märchenschloss gewohnt.

Träumend sah die alte Dame hinaus auf das mondbeschienene Rococoschloss. Und merkwürdig, vor mehr denn fünfzig Jahren hatte

an diesem selben Fenster gar oft ein junges Mädchen gestanden, und ganz ähnliche Gedanken wie diejenigen der alten Dame waren durch seine Seele gezogen. Es war ein schlankes, zierliches Persönchen gewesen, so niedlich und puppenhaft, dass man bei ihrem Anblick unwillkürlich an die Gestalten aus dem Zeitalter Ludwigs XV. erinnert wurde. Aber die lebhafteste Phantasie des jungen Mädchens hatte den toten Zauber des Märchenschlosses belebt. Es sah im Geiste Damen in ausgeschnittenen Schnürmiedern mit Reifröcken und bauschigen Ueberwürfen im Garten lustwandeln, es sah sie an der Hand eleganter Cavaliere in Kniehosen und buntem Frack die breite Freitreppe hinuntersteigen. Dort in der Rosenlaube sass traulich ein tändelndes, kosendes Paar, und hier tanzte zu den Klängen der Violine eine fröhliche Gruppe das zierliche Menuett. Die sämtlichen Rococofiguren von dem Nipptische im Salon ihrer Eltern waren lebendig geworden und spazirten in den mondbeschiedenen Pfaden des Schlossgartens. Es war ein farbenprächtiges Bild, die Verkörperung eines Zeitalters, das in Zierlichkeit, Eleganz und traulicher Bequemlichkeit seine höchsten Ziele sah. Als die schönste Dame aber, als jenes Prachtstück, das jetzt auf dem Tische der alten Dame stand, dachte sich das junge Mädchen selber. Neben ihr ging jener Cavalier in blauem Frack und schwarzen Kniehosen, und gar merkwürdig sah das hübsche, jugendliche Gesicht mit dem braunen Bärtchen unter der weissen Puderperücke aus. Sie kannte ihn gar wohl, diesen Cavalier, wenn er auch für gewöhnlich statt des bunten Frackes eine Samtjoppe trug. Es war ein junger Maler, der seit einiger Zeit die damals noch junge Malerakademie der Stadt besuchte. Und einmal hatte sie ihm lachend von ihren Mondscheinphantasieen und von ihrer Vorliebe für jenes tändelnde, leichtlebige Zeitalter erzählt. Und als sie sich dann einige Wochen später zufällig auf einem grossen Maskenfeste, das die Maler veranstaltet hatten, und zu dem man ihnen die Prunksäle des Schlosses zur Verfügung gestellt, wieder begegneten, da war seltsamerweise der Traum zur Wirklichkeit geworden, und ein Herr und eine Dame in Costümen genau nach dem Vorbilde jener Porzellanfiguren wandelten durch die festlich geschmückten Säle des alten Rococoschlusses. Es war ganz natürlich, dass die beiden, die nach ihrer Tracht ein und derselben Zeit angehörten, und die sich in einer Gesellschaft befanden, in der alle Jahrhunderte und alle Völker vertreten waren, zusammenhielten und dass sie das tändelnde, galante Zeitalter, dessen Vertreter sie nun einmal waren, möglichst getreu wiederzugeben sich bestrebten. Den jungen Maler deuchte, dass er noch nie etwas Anmutigeres gesehen habe, denn diese Rococodame, und in flüchtigen Strichen suchte er

ihr Bild auf ein Blatt zu fesseln, um es später auszuführen und zur Erinnerung an diese glücklichen Stunden zu bewahren.

Es waren wirklich glückliche Stunden gewesen, aber der Morgen, der diesem Abende folgte, war ein minder schöner. Als der Maler am folgenden Tage der Dame seine Aufwartung machen wollte, fand er diese nicht zu Hause, wohl aber ihren Vater, und der erklärte ihm in ziemlich scharfen Worten, dass sein Benehmen gegen seine Tochter mindestens auffallend sei und das Mädchen ins Gerede bringe. Dass der junge Mann sich aber nicht der Hoffnung hingeben möge, mit seinen höflichen Reden und süssen Mienen die Hand seiner Tochter und damit ihr nicht unbedeutendes Vermögen, auf das es natürlich abgesehen, zu erwerben; als Schwiegersohn sei ihm ein armer Künstler ganz und gar nicht genehm.

Der Gedanke, dass man seinen heiligsten Gefühlen eine solche niedrige Absicht zugrunde legen könne, hatte den jungen, vornehm denkenden Mann aufs tiefste empört. Sein Stolz war verletzt worden, und der war noch grösser als seine Liebe. Er verliess die Stadt, und Clothilde hatte nie mehr etwas von ihm gehört.

* * *

Das alles und noch manches andere zog an dem Geiste der alten Dame vorbei, als sie sinnend am Fenster stand und in die mondhelle Nacht hinausschaute, und es war schon spät geworden, als sie sich endlich von ihren Träumen losriss. Dann nahm sie die beiden Porzellanfiguren vom Tisch und stellte sie behutsam in den Schrank zurück.

* * *

Einige Tage später stand der Professor Oswald in seinem Arbeitszimmer und betrachtete mit seiner Frau ein paar Gemälde, die er eben ausgepackt hatte. Der Professor war erst vor wenigen Stunden von einer Reise zurückgekehrt, von der er neben anderer Ausbeutung auch die beiden Bilder mitgebracht hatte. Sie waren sehr wenig umfangreich, und der dargestellte Gegenstand war nicht bedeutend, aber man sah, dass der Maler sich in seine Aufgabe vertieft hatte und sie mit grosser Liebe und mit ausserordentlicher Sorgfalt behandelt hatte. Das eine Bild stellte eine Dame in ausgeschnittenem Schnürmieder, mit geblütem Reifrocke und bauschigem Ueberwurfe dar, das andere einen Cavalier mit Dreispitz und Puderperücke, mit schwarzen Kniehosen und blauem Frack. Auf beiden stand in der Ecke die Jahreszahl 1838.

»Ich habe den alten Meister noch persönlich gekannt,« erzählte der Professor, »damals, als ich mich in X. aufhielt. Gar manchen Abend habe ich dem Sonderling, der unverheiratet war, die Zeit vertreiben helfen, und merkwürdig ist es nur, dass ich die Bilder, die doch schon sehr alt sind, nie in seinem Atelier gesehen habe, und noch merkwürdiger, dass er sie nie verkauft hat, trotzdem sie zu den besten gehören, die er gemalt hat. Ich habe lange nicht mehr an den alten Herrn gedacht, bis ich jetzt zufällig bei einem Kunsthändler die Bilder sah, und als ich sie kaufen wollte, erfuhr, dass der Maler gestorben sei. So geht es im Leben: Menschen, für die man einmal warme Teilnahme gehabt hat, verliert man aus den Augen und aus dem Gedächtnis, bis man oft durch eine Kleinigkeit wieder an sie erinnert wird.«

So weit war der Professor in seiner Rede gekommen, als er durch Else unterbrochen wurde, die eben eingetreten war.

»Aber, Papa,« rief das Kind, »das sind ja dieselben Püppchen, die in Tante Clothildens Schrank stehen! Gewiss, ganz genau dieselben. Wie komisch!«

Der Professor lächelte über sein kluges Töchterchen, das zwischen den beiden Bildern und den Porzellanfiguren der alten Dame eine so grosse Aehnlichkeit finden wollte.

* * *

Der Winter, der diesem Herbst folgte, war aussergewöhnlich streng. Viele Wochen blieb der kleine Teich im Schlossgarten zugefroren, und die alten Bäume ächzten und stöhnten unter der Last des Schnees. Als aber der Frühling wieder ins Land zog, und die ersten Veilchen im Schlossparke blühten, da bestattete man das alte Fräulein Clothilde zur letzten Ruhe. Niemand wunderte sich sonderlich darüber, dass sie gestorben sei, denn die Dame war alt gewesen, und dass sie einmal sterben würde, war ganz natürlich. Als man aber in der Stadt erfuhr, dass sie ihr ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen einer Stiftung für unbemittelte Künstler hinterlassen hatte, da wunderten die Leute sich sehr.



A. Ebeling.

Das Bild der Kaiserin.

(Auf ein Gemälde von R. Kiesel.)

Ein herrlich Bild in hoher Frauenschöne,
Ehrfurchtgebietend und doch anmutreich;
Beseelt sind diese lichten Farbentöne,
So hoheitsvoll und doch so mild zugleich.
Wir schau'n und schau'n, und kehren immer wieder,
Unwiderstehlich zieht es alle hin,
Und durch die Reihen klingt es auf und nieder:
Sieh, Deutschland, das ist deine Kaiserin!

Seht die Gestalt! Man meint, sie müsse lebend
Hervor aus ihrem goldnen Rahmen gehn,
Zu einem Segensgruss die Hand erhebend,
Wie eine Mutter unter Kindern stehn.
Seht diesen Mund! Er spricht die lieben Worte:
Ihr seid bei mir allzeit in treuer Hut;
Und dann das Auge, diese Seelenpforte:
Vertraut und glaubt mir nur; ich bin euch gut.

Ja, Du bist gut! Das liegt in Deinen Zügen
Wie Himmelsbotschaft leuchtend eingeprägt;
Ja, Du bist gut! Dein Antlitz kann nicht trügen,
Das so der Herzensgüte Siegel trägt.
Sie ist ein Abglanz jener ew'gen Liebe,
Sie weist nach oben im verklärten Flug;
Und wenn ich mehr als tausend Lieder schriebe,
Ich säng' es niemals voll und ganz genug.

So stehst Du da, so darf die Welt Dich schauen,
Der Frauenwürde hehres Ideal;
So blickt auf Dich voll Lieb' und voll Vertrauen
Mit Deinem Volk der Kaiser, Dein Gemahl.
Du teilst mit Ihm den Glanz auf hohem Throne,
Mit Ihm der Ahnen grossen Herrschersinn;
Und doch — auch ohne Hermelin und Krone,
Du wärest dennoch eine Kaiserin!



Hans Eschelbach.

Natürlich.

Es war auf der Schule. Es lernten im Schweiss
Die andern die tollen Vocabeln;
Ich aber träumte, mir fehlte der Fleiss,
Ich schrieb meine ersten Parabeln.
Ein gutes Zeugnis nun jeder erhält.
Mir machte man saure Gesichter
Und gab mir den schlechtesten Wisch von der Welt.
Natürlich! Ich war ja ein Dichter!

Und rüstig ergriff ich den Wanderstab,
Zog singend der Sonne entgegen,
Landaus und landein, bergauf und bergab,
Auf stillen, entlegenen Wegen.
In der Fremde fanden die andern das Glück,
Die hütelnden, kriechenden Wichter!
Ich kam nur mit leeren Taschen zurück.
Natürlich! Ich war ja ein Dichter!

Und als wir nun kamen in Würden und Amt,
Da hat es gestürmt und gehagelt;
Ich ward zu der ärmlichsten Stelle verdammt,
Wo die Welt ist mit Brettern vernagelt.
»Ein schlechtes Zeugnis, dazu ein Rebell!«
So schrieben die klugen Berichter.
Wahrhaftig, sie machten recht heiss mir die Höll';
Natürlich! Ich war ja ein Dichter!

Und als nun die Zeit mit dem eh'lichen Glück
Für diesen und jenen gekommen,
Da wählten die andern mit kritischem Blick,
Eine Reiche hat jeder genommen.
Ich aber habe für Geld nicht gefreit
Wie das andere feile Gelichter,
Arm waren wir beide, ich und die Maid;
Natürlich! ich war ja ein Dichter!

Was andere flüsternd und heimlich geklagt,
Wenn mancher gewendet den Rücken,
Ich hab' es mit offener Stirne gesagt:
»Ich kann mich und will mich nicht bücken!
Ich will mich nicht beugen vor jeglichem Tropf,
Ich spotte der kleinlichen Richter!«
Da schütteln die Weisen bedenklich den Kopf:
»Natürlich! Er ist ja ein Dichter!«

Und sperrt man auf Erden die Thore mir zu,
Wahrhaftig, es soll mich nicht plagen:
Doch schliess' ich die Augen zur ewigen Ruh',
Dann will ich den Petrus doch fragen:
»Bin wert ich, Herr Petrus, zu gehen durchs Thor,
Wo sie glühen, die himmlischen Lichter?«
»Natürlich!« jubeln die Engel im Chor,
»Natürlich! Du bist ja ein Dichter!«



Ernst Fest.

Weihe der Kunst.

Thema: Tausend fleiss'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.

Schiller.

Aus der Kräfte wirrem Streiten
Ringt die Schönheit sich empor,
Sie zerreisst den Nebelflor
In der Nähe wie in Weiten.
Doch von ganz verschied'nen Seiten
Kommt die Hilfe ihr entgegen,
Auf den mannigfachsten Wegen,
Wo das Höchste zu erreichen,
Sich in Mühen sondergleichen
Tausend fleiss'ge Hände regen.

Eines gilt es zu erkennen:
 »Alles Schöne ist auch wahr!«
 In der Kunst wird offenbar,
 Was wir die Vollendung nennen.
 Prüfend sucht man zu trennen
 Falschen Schein von echtem Grund;
 Alles Wahre wirkt gesund.
 Weise Sichtung, scharfe Waffen,
 Klarer Blick und freies Schaffen
Helfen sich in munterm Bund.

Strebend nach dem ewig Wahren
 Hütet man das Ideal;
 Jeder mag, nach freier Wahl,
 Götter seiner Brust bewahren,
 Opfern seinen eignen Laren.
 Ueberall strömt reicher Segen
 Auf des echten Künstlers Wegen;
 In den eng gezog'nen Normen,
 In den streng begrenzten Formen
Und in feurigem Bewegen.

Wo die Geister sich verbinden,
 Suchend reiner Schönheit Spur,
 Kämpfend gegen Unnatur,
 Werden sie die Ziele finden.
 So in mächt'gem Ueberwinden
 Teilen sie den hehren Fund,
 Einen sich zu ew'gem Bund;
 Und der Göttin Kunst zu dienen,
 Wie sie Sterblichen erschienen,
Werden alle Kräfte kund.

Gnomen.

Der Zufall.

Was du tapfer erstrebt, mit Aufgebot aller Kräfte,
 Ist der Zufall nicht hold, schwindet es nahe am Ziel.

Carpe diem.

Jahre ziehen herauf und Jahre rauschen vorüber,
In den unendlichen Strom tauchen sie alle hinab;
Nütze die Gegenwart aus! Das eine nur ist dein eigen,
Was in des Augenblicks Flug du mit Bewusstsein ergreifst.

Der Erfolg.

An dem heimischen Herd mag Glück erblühen dem Künstler,
Aber nach aussen erfreut eins ihn allein — der Erfolg!

Scherz und Ernst.

Im beflügelten Scherz verfließet leicht dir die Stunde;
Aber dauernden Wert gibt ihr der prüfende Ernst.

Die Grenze.

Einst mit lebendigem Geist schauten wir frisch in die Zukunft;
Ach, das Nirwana umhüllt ewig den forschenden Blick!



Hubert Kamper.

Verlorenes Juwel.

Sah ich sie sittsam gehen
Stolz in dem schlichten Kleide,
Freute mein Herz und Auge
Anmut nur.

Gold nicht glänzte, noch Silber,
Steine, noch gläserner Flitter,
Doch in dem schlichten Kleide
Schönheit strahlt'.

Und in dem Glanze des Auges
Hatte die Schöpfung selber
Liebreich dem Mädchen gegeben
Ein Juwel.

Und nun sah ich sie wieder
Schreiten in Sammet und Seide,
Frech in dem reichen Kleide
Sünde prangt.

Gold jetzt glänzet und Silber,
Steine und falsche Brillanten,
Doch ihre schönste Zierde
Ist dahin.



Walter Laué.

Frühlingszauber.

Leuchtender Frühlingssonnenglanz
Ueber den sieben Bergen!
Lichtes Abendrot
Küsst blütenregnende Gärten,
Aus dem purpursprühenden Strom
Lugt grüssend, grünumrauscht
Nonnenwert.
Ich sitze träumend
Auf der Terrasse
Zu Rolandseck.
Rings um mich
Klingender Frohsinn,
Schwellende Herzen,
Kosen und Flüstern,
Singen und Jubeln,
Rheinische, frische Lebenslust.
Die Bonner Husaren
Schmettern die kecken,
Silberhellen
Reiterstücklein
Weit ins blühende Land.

Die Herzen durchzuckt
 Ein Ahnen von Glück
 Und frisches, lebensfreudiges Hoffen.
 Die Gläser klingen,
 Hell klingt's im Chor:
 »Nur am Rhein, da will ich leben!«
 Meine Augen schweifen entzückt
 Ueber das märchenschöne Gelände —
 Die helle Freude sprüht mir im Herzen,
 Und den Becher heb' ich
 Und sing' in die gottgesegnete Au:
 »Welt und Leben — seid so schön,
 Es ist eine Lust, zu leben!« —
 Rauschend schwebt
 Der Engel der Freude
 Auf leuchtendem Fittich
 Vom Himmel hernieder
 Aufs blütenberegnete Land. — —
 Horch!
 Klang's nicht wie leises, heis'res Sprechen?
 Schwebt's nicht wie dumpfes Weh,
 Wie graue Schatten
 Ueber den Rhein? —
 Die Blicke schweifen
 Zum andern Ufer,
 Und wieder ist mir,
 Als hört' ich leise, leise
 Heisere Stimmen. — —
 Da seh' ich im Geiste
 Voll Frühlingszauber
 Den blühenden Garten
 Von Hohenhonnef.
 Ich sehe sie schreiten
 Mit glänzenden Augen
 Und hektischen Wangen.
 Sie schauen mit Zagen,
 Mit zitterndem Hoffen
 Ins strahlende Land.
 Ich seh' in den Blicken
 Nagende Angst

Und heisses Sich-klammern
 An Hoffnungsstrahlen.
 Und leise hör' ich
 Träumend sie flüstern:
 »Nur am Rhein, da will ich leben!«
 Ich aber, ich weiss:
 Bald naht den Duldern,
 Bald naht ihnen tröstend
 Der Löser und Retter. — — —
 Mit schwerem, rauschenden Flügel senkt
 Der Engel des Leids
 Sich langsam nieder. —
 Er schreitet zur Seite
 Dem Engel der Freude. — —
 Hand in Hand
 Ziehen sie schweigend
 In das blütenschimmernde, dunkelnde Land.

An der Teufelsbrücke.

Lappen Schnees oben auf den Matten. Links und rechts hohe, schroffe Felswände. Verkrüppelte Weiden, Alpenrosen, Moos und kurzes Gras über die Felstrümmer zerstreut, die am Wege liegen. Unten schäumt die Reuss über Felsbrocken. Fetzen Nebels huschen über den Weg. An der Teufelsbrücke mache ich Halt. Ich schaue hinab in den tobenden Kampf zwischen Wasser und Gestein.

Eine riesige Felsplatte liegt quer im schäumenden Wasser, umsprüht von den Wellen. Dickköpfig, massig stemmt sie sich gegen den Ansturm der Flut.

»Ich protestire!« schreit sie den Wellen entgegen. »Ihr seid tolles, anmassendes Volk; was drängt ihr, ich will hier stehen, wie ich seit Jahrtausenden gestanden — ihr müsst mich respectiren, ich bin ein altes, ehrwürdiges Princip!«

Die Wellen lachen laut und hüpfen der altersgrauen Platte über den Kopf. Sie brausen lachend: »Bist du ein Princip, wir sind auch eins, ein frisches, neues, junges! Komm, schliess' dich uns an!«

»Nie,« knirscht der Fels in verhaltener Wut, »ich bleibe, ich lasse mich nicht verlocken. Ihr wollt mich stürzen, weil ich stark bin, weil ich euch breche. Ich bleibe wie ich bin!«

»Unsinn,« höhnen die Wellen, »geh' mit, oder wir nehmen dich mit. Du bist alt geworden, alt und verschroben, du merkst nicht, dass alles nur aus ewigem Wechsel Lebensfrische saugt. Du musst weichen!«

»Ich bleibe,« donnert der Fels, und er streckt den schweren, granitenen Schädel den Fluten entgegen, »ich bleibe, ich bin das ehrwürdige, geheiligte Alter!«

Da jauchzt es durchs Thal wie aus tausend Kehlen.

»**Wir sind die Jugend!**« jubeln die Wellen, und in gewaltigen Sätzen springen sie rauschend hinab auf den ragenden Stein. »Ich protestire,« brüllt er noch einmal in die weisse Gischt, die ihn umtobt, dann wankt er, und donnernd schiesst er mit den siegjauchzenden Wellen dahin.

Hans Sachs' Gruss aus dem Paradeis.

(Zum 400jährigen Geburtsjubiläum.)

Habt mir so viel Ehr' anthan,
Dass ich's wohl nit lassen kann,
Aus dem heil'gen ew'gen Leben
Artig Wort zum Dank zu geben.
Habt von meiner Poëterei,
Von meiner Klugheit und Phantasei
Heut gemacht ein gross Geschrei,
Dass ich stolz müsst' werden sehr,
Wenn ich nit gestorben wär'. — —
Was ich that und allezeit
Wieder thät mit Freudigkeit,
Ist: ich hab' im Erdenleben
Wie ich war, mich stets gegeben.
Hab' nit span'sch und welsch charmirt,
Nie mich mit eiteln Worten geziert.
Grad und frei, wie ich's gewusst,
Hat's in meine Vers' gemusst.
Wenn ich lacht' und wenn ich klagt',
Allzeit hab' ich's deutsch gesagt,
Und kein' Silben schrieb ich hin,
Die nit **wahr** dünkt meinem Sinn,
Denn's Allerhöchst zu jeder Zeit
Ist **Herzenstreu'**, **Wahrhaftigkeit**. —

War oft im heiligen römischen Reich
 Krieg und Zwietracht und Not zugleich:
 Wollt' oft mir sinken schier der Mut —
 Dann schrieb ich, wie ich's hielt für gut,
 Und dacht', wie Ullrich Hutten gesagt:
Ich trag' kein' Reu', ich hab's gewagt!
 Und schrieen Schelme und Lügner gleich,
 Mein Lied klang frisch durchs röm'sche Reich.
 Das römische Reich ist zu Grabe getragen,
 Auf schwang sich aus Krieg und blutigen Tagen,
 Dem Wundervogel Phönix gleich,
 Das neugeeinte **deutsche Reich**.
 Das war eine grosse Historia,
 Ich begrüsst' sie mit lautem »Victoria!«
 Und freu' ich mich gleich, so muss ich doch sagen,
 Dass manches so recht mir **nit** will behagen.
 Denn seh' ich heut vom Himmel blau
 Auf meine liebe deutsche Au,
 Da mein' ich, dass gar viele Partei,
 Viel Neid und Zwietracht drunten sei.
 Dann denk' ich: Ihr könntet es besser han,
 Wenn mehr mit **Liebe** würde than,
 Wenn ihr nit thät auf **andere** schieben,
 Was **euch** gerechtlich würd' angeschrieben.
 Am meisten aber bringt mich in Zoren,
 Dass so viel Lüg' noch wird geboren
 Und dass der Schein oft mehr als Sein,
 Leider, noch gilt bei gross und klein.
 Drum rat' ich dringlich euch und laut:
 Am neuen Reiche weiter baut
 Und baut **als Brüder**, Hand in Hand,
 Dass nimmer Zwietracht zieh' durchs Land,
 Und bleibet **wahr** und bleibet **treu**,
 Vor allem aber **deutsch** dabei.
 So hüt' ihr euch vor Ungemachs
 Für alle Zeiten, spricht Hans Sachs.



Ernst Emil Lohr.

»Wie könnt' ich dein vergessen,
Ich weiss, was du mir bist!«

Die Sonne blitzt so golden
Durchs frische Ostergrün,
Buntfarb'ne Blütendolden
An schwanken Zweigen glüh'n.
Doch in der Blumen lichte Reih'n
Webt stets dein liebes Bild sich ein.
Und scheint auch unermessen
Der Trennung lange Frist, —
»Wie könnt' ich dein vergessen?
Ich weiss, was du mir bist!«

Die Frühlingsträume schweben
Die Rebenhöh'n entlang,
Welch Flüstern rings und Beben
Im Wald, am Felsenhang!
Tief aus dem Thale klingt empor
Des Rheines Gruss wie Geisterchor.
Und wo wir einst gesessen,
Manch holdes Veilchen spriesst —
»Wie könnt' ich dein vergessen,
Ich weiss, was du mir bist!«

Die Abendschleier woben
Sich dämmernd übers Land,
Da reichten wir hier oben
Zum Abschied uns die Hand.
Kein Wort verwehte, das du sprachst,
Die blaue Blume, die du brachst,
Ich möcht' ans Herz sie pressen,
Die längst verwelkt nun ist —
»Wie könnt' ich dein vergessen,
Ich weiss, was du mir bist!«

Abend auf dem Rhein.

Dein Auge schweifte traumverloren
Und weltvergessen übern Rhein,
Aus dunkler Wolken schmalen Thoren
Fiel golden letzter Dämmerchein.

Die Wellen rauschten träumend leise,
Und ruhig glitt dahin der Kahn,
Manch alter Sage traute Weise
Klang um uns auf dem Wasserplan.

Du sassest da wie jene holde,
Dem Stromgott angetraute Fee,
Deren Palast, von lauterm Golde,
Verlockend winkt im klaren See.

Und doch — wie sie zu ihrem Harme
Gebannt ist auf des Stromes Grund:
Sah ich bewegt an dir, du Arme,
Ein schmerzlich Zucken um den Mund.



Ernst Lewinger.

Der Regisseur.

Vom Fürsten Windischgrätz, dem Ueberwinder der Wiener Revolution, wird das Wort berichtet: »Der Mensch fängt erst beim Baron an,« eine Anschauung, die in ihrer Engherzigkeit heute kaum begriffen wird; so haben sich alle unsere Verhältnisse seitdem verändert. Das 48er Jahr bedeutet einen Markstein, einen Umschwung in mannigfacher Beziehung — die **politische** Entwicklung des Volkes, so und so lange zurückgeblieben, begann. Das **Theater**, das in den unpolitischen Zeiten vor 1848 das Haupt-Interesse der Gebildeten in Anspruch nahm, trat völlig zurück. Noch heute, wo doch Musik und Litteratur wieder grössere Geltung erlangt haben, kann sich das Theater keiner besonderen Wert-

schätzung bei vielen durch Bildung und Stellung hervorragenden Leuten erfreuen; für die politische Welt existirt es kaum. Der Theaterbetrieb fällt unter die Gewerbe-Ordnung, und die Künstler sollen (nach einer Berliner Polizei-Verordnung) gar der Gesinde-Ordnung unterworfen werden. Und das, trotzdem noch heute von der Bühne Wirkungen ausgehen, wie sie sonst nur das Wort von der Kanzel oder von der Rednertribüne in Volksversammlungen erzielt! Schillers Traum, das Theater als moralische Bildungsanstalt zu betrachten, ist der Traum eines unpraktischen Idealisten geblieben. Seine Worte: »Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele« blieben leere Worte; der Staatsmann hat sich nicht daran gekehrt. Freilich die **Künstler** blieben Schofskinder gewisser Gesellschaftskreise und ihre Leistungen wie ihr Privatleben bilden ein Lieblingsthema der Unterhaltung. In unsern rheinischen Städten, in denen die Vorliebe für Musik und Oper herrscht, kann aber der oben citirte Ausspruch des Fürsten Windischgrätz dahin variirt werden, dass für viele der Künstler erst beim **Sänger** anfangt! In weitesten Kreisen waltet eine Unkenntnis über das, was die Kunst des Schauspielers ausmacht. Gar manche glauben: nichts leichter als Komödienspielen! Man braucht nur eine Rolle auswendig zu lernen und sich das dazu gehörige Costüm anzuziehen. Weiter ist nichts nötig, Vorbildung ist überflüssig! Doch ich wollte mich in dieser Plauderei weniger mit den Künstlern im allgemeinen beschäftigen, als mit einer bestimmten Person am Theater im besondern, mit dem Regisseur, dessen Thätigkeit im geheimnisvollen Bühnendunkel sich vollzieht, und entwickeln, was dieser beim Theater überhaupt vorstellt und worin seine Kunst besteht. Das unglückselige Fremdwort verdunkelt den Begriff mehr als dass es ihn erhellt. Es ist daher gar nicht so lächerlich, wenn manche meinen: Der Regisseur? Das ist wohl der, der die Möbel auf der Bühne zu stellen hat? — Und sonst? — Etwa noch der Sündenbock für alles, was auf der Bühne misslingt! Denn vielfach wird der Regisseur nur erwähnt, wenn man einen Tadel auszusprechen hat. Wenn ein Schauspieler seine Rolle nicht genügend gelernt hat, der Chor unachtsam ist oder sonst eine Störung vorkommt, dann heisst es gleich: die Regie war schlecht, die Vorstellung war nicht genügend vorbereitet! — Bei Regie kann man wenigstens an »regieren« denken und kommt damit der Sache näher. Wohl gar an eine constitutionelle Regierung denkt man, nach dem Grundsatz: der König herrscht, aber regiert nicht. Und nach streng

constitutioneller Auffassung würde somit der Regisseur einem Minister gleichkommen, der die Regierung leitet und für alles verantwortlich ist. Aber das Theater kann eine parlamentarische Constitution, in der alle mitreden, nicht vertragen. Das Theater gebraucht eine despotische Regierung!

In Frankreich herrschen auf dem Theater andere Gewohnheiten als bei uns. Da heisst Regisseur derjenige, den man an der deutschen Bühne Inspicient nennt, der dafür zu sorgen hat, dass bei Proben und Vorstellungen auf der Bühne alles nach Vorschrift in Ordnung ist, der die Schauspieler zu rechter Zeit ruft, damit sie aufs Stichwort auftreten, und der dafür sorgt, dass Blitz und Donner und Schlachtenlärm und sonstige Vorkommnisse hinter den Coulissen richtig erfolgen. Der Dichter selbst, vertraut mit den Anforderungen der Bühne, ist in Frankreich meist sein eigener Regisseur. Er setzt selbst sein Stück in Scene und bei 30 bis 50 und mehr Proben, die einer Neuheit gewidmet werden, kann jeder Darsteller sein Scherflein dazu beitragen, dass das Stück noch während der Proben ausreift und in wirkungsvollster Weise zur Aufführung kommt. Der abwechslungsreiche Spielplan der deutschen Bühne bedingt eine andere Art der Einstudirung. In jedem Monat müssen drei bis vier neue und so und so viele ältere Stücke erscheinen. Da können nur zwei bis fünf Proben einem älteren Stücke, vier bis acht Proben etwa einer Neuheit zukommen. Diese Arbeit macht den Regisseur notwendig, der also die Kunst verstehen muss, ein Stück in Scene zu setzen.

Wenn Börne sagt: »Die beste Frau ist diejenige, von der man am wenigsten spricht«, so wäre auch der Regisseur als der beste zu bezeichnen, den man am wenigsten merkt. Um ihn in seinem Wirken darzustellen, wäre es gut, mit seinen negativen Eigenschaften zu beginnen. Er soll vor allen Dingen nicht vordringlich sein. Er soll sich nicht auf Kosten des Dichters zur Geltung bringen wollen, sondern sich begnügen, die Absichten der Dichtung rein und unverkürzt auszuführen. Er soll nicht zu viel und nicht zu wenig thun! In der Oper hat der Kapellmeister den der Anerkennung Vorschub leistenden Vorteil, vor den Augen des Publicums einen Teil seiner Thätigkeit verrichten zu können. Einen Teil, sage ich, denn die meiste und wichtigste Arbeit vollführt er beim Durchnehmen und Studiren der einzelnen Partieen mit den einzelnen Sängern und in den Proben. Dieser Vorteil legt die Gefahr nahe, mit dem Tactstocke so auffallend zu hantiren, als ob es der grössten Mühe bedürfe, hier einen Sänger, dort ein Instrument zum richtigen Einsetzen zu veranlassen, jetzt ein Piano, dann wieder ein Fortissimo zu erzwingen.

Der Regisseur kommt nicht leicht in die Gefahr, sich so aufzuspielen, denn er waltet für das Publicum unsichtbar seines Amtes. Aber auch er kann Effecte ausspielen, durch die die Aufmerksamkeit von der Dichtung abgelenkt wird. Wenn er sich eine prunkvolle Ausstattung leistet, die die Sinne zerstreut, die den Zuschauer veranlasst, mehr auf Decorationen, Möbel, Teppiche u. dergl. zu achten, als dem Schauspieler zu folgen, mehr die prächtigen Costüme zu bewundern als die Dichtung, wenn er durch Geräusch der begleitenden Menge, der »Comparserie«, das Ohr erfüllt, so dass das Wort des Darstellers untergeht, so verletzt er die »Bescheidenheit der Natur«, von der Hamlet spricht. So unbescheiden darf der Regisseur seine Aufgabe nicht lösen.

Dass der Regisseur die allgemeine Bildung besitzen muss, ohne die heute der Künstler nicht existiren, ohne die er nichts Gedeihliches schaffen kann, ist Voraussetzung und Grundlage für sein Amt. Vor Beginn einer Spielzeit muss er sich mit den neuen Stücken bekannt machen, eine Auswahl treffen, mit Berücksichtigung des litterarischen Werts und der geschickten Mache, die einen Erfolg der Neuheiten erwarten lassen. Dann hat er in grossen Zügen den Plan für die Spielzeit zu entwerfen. Er muss vorsorgen, für jeden Monat die nötige Abwechslung von interessanten alten und neuen, ernsten und heiteren Stücken zu schaffen. Dabei muss er stets daran denken, dem verschiedenartigen Geschmack eines vielköpfigen Publicums entgegenzukommen. Die einen stellen strenge Anforderungen und wollen Stücke von höherem Wert, die andern suchen Erholung nach des Tages Arbeit und verlangen leichtere, heitere Ware. Beide Ansprüche sind berechtigt. Solange aber die Bühne nicht der Sorge für ihre materielle Existenz durch Fürsorge des Staates oder der Stadt enthoben ist, also allein das höhere Kunstinteresse verfolgen kann, darf sie bei aller Rücksicht auf die Kunst die Rücksicht auf die Kasse nicht vergessen. Der Director kann ohne Einnahmen nicht existiren, darum muss der Spielplan auch Stücke enthalten, die voraussichtlich »Kasse machen«, wenn sie auch sonst kein höheres Interesse befriedigen. Der Regisseur muss auch die Interessen der Schauspieler wahrnehmen, die alle gern gute, grosse und »dankbare« Rollen spielen möchten. Es gibt aber nur wenige Stücke, in denen jede Rolle gut, gross und dankbar ist. Hier nun die Darsteller bei guter Laune zu erhalten und ihre Ansprüche zu befriedigen, ist auch eine Kunst, und eine recht schwierige dazu; oft muss irgend ein Stück aus keinem andern Grunde gegeben werden, als um einem Darsteller wieder einmal Gelegenheit zu bieten, eine dank-

bare Partie zu spielen. Alle diese mannigfachen und verschiedenartigen Interessen soll der Regisseur zu vereinen suchen. — Kann man sich vorstellen, dass er es allen recht machen wird, dass er in dem Kreuzfeuer zwischen Director und Publicum, Kritik und Darstellern alle Ansprüche je wird befriedigen können?

Beschäftigt sich nun der Regisseur mit einem Stück, das er zur Aufführung bringen will, und ist es eine wertvolle Dichtung, so hat er daheim, in stiller Arbeit, seine besten Stunden, wirklich künstlerische Weihestunden. Am Schreibtisch kann er seiner Phantasie die Zügel schiessen lassen, er nimmt die Dichtung in sich auf und sieht sie vor seinem Auge körperlich Gestalt annehmen; alles gewinnt Farbe und Leben, er sieht **vollendet** vor sich stehen, was in der Aufführung oft nur unvollkommen gelingt. — Paul Lindau behauptet: »Der richtige Regisseur ist immer in das Stück verliebt, das er gerade in Scene setzt.« Das hat viel Wahres an sich, denn der Regisseur setzt sein ganzes Herzblut daran, alles Schöne und Treffliche, was in einem Stück enthalten ist, nach Möglichkeit zur Wirkung zu bringen. Er identificirt sich mit dem Dichter und wird sein bester Bundesgenosse — auch sein Leidensgefährte. — Er geht dem Geist der Dichtung nach, folgt ihm in allen Wendungen, sucht die geheimsten Beziehungen auf. Worauf es dem Dichter ankam, macht er sich zu eigen, um es in voller Klarheit durch die lebendige Darstellung erstehen zu lassen. Alle Schönheiten und Vorzüge der Dichtung sucht er ins rechte Licht zu stellen, Schwächen zu verdecken, Längen zu beseitigen. »Der viel verschrieene Rotstift des Regisseurs«, sagt Paul Lindau, »wird nur von Neulingen gefürchtet und verdient seinen schlechten Ruf durchaus nicht. Die meisten Striche sind für das Wohl des Ganzen förderlich, ja oft notwendig.« Wie ein Stratege seine Truppen auf dem Papier gleich Figuren auf dem Schachbrett aufstellt und gegeneinander ziehen lässt, so entwirft der Regisseur das Bühnenbild zu jeder Scene des Stückes: wie die Bühne aussehen soll, mit Decorationen, Möbeln, Ausstattungsgegenständen aller Art, um der Absicht des Dichters zu entsprechen. Dabei muss er leider oft seiner Phantasie einen Hemmschuh anlegen und der historischen Richtigkeit ein Schnippchen schlagen, indem er mit den Kosten rechnen und mit vorhandenen Mitteln auskommen muss. Dem Costumier, dem Waffenmeister, dem Perückenmacher schreibt er vor, was jeder einzelne Darsteller gebraucht, wie alle Mitwirkenden aussehen sollen. Mit dem Theatermeister, dem Maschinisten, wird die Anordnung der Bühne festgestellt, wie Decorationen und Maschinerieen benötigt werden, und mit dem Beleuchter und Requisiteur, was sie für scenische Effecte beizustellen haben.

Endlich beginnen die Proben. Die Darsteller müssen erfahren, durch welche Thür, von welcher Seite sie aufzutreten haben, wo sie stehen, wann sie sich setzen, wann wieder aufstehen sollen. Stellungen sind gar wichtig, um einen Vorgang der Handlung natürlich, wie aus dem Leben gegriffen, erscheinen zu lassen. Ruhepunkte und aufgeregte Momente der Handlung müssen sich in Stellung und Haltung der Personen ausdrücken. Und wie der Regisseur den Darstellern die Stellung angibt, so hilft er ihnen auch bei der richtigen Auffassung der Charaktere. Der Schauspieler denkt nur an seine Rolle, den einen Charakter, den er darzustellen hat, der Regisseur muss das Ganze im Auge behalten und abwägen, welche Stellung der einzelne Charakter im Gesamtorganismus einzunehmen hat. So muss er hier antreiben, dort mässigen. Im Drama muss er die Darsteller auf die bedeutungsvollen Momente, auf den Höhepunkt der Handlung aufmerksam machen, im Lustspiel auf das, was die heitere Verwicklung bildet, worauf es ankommt, um den komischen Charakter einer Rolle oder einer Situation zu begründen, auf den Witz der Rede, auf das, was die **Pointe** bildet. Natürlich wird der einsichtsvolle Schauspieler selbständig eine Charakter-Anlage vornehmen. Doch bei so und so vielen Darstellern bedarf es der Aufklärung des Regisseurs, um sie mit der vollen Charakteristik auszurüsten, und bei allen der verbessernden Nachhülfe. Dem Regisseur wiederum kommt dagegen, da er nicht alles allein bedenken kann, die Ueberlegung des denkenden Schauspielers zu Hülfe. In den Proben herrscht beim Schauspieler oft Unsicherheit, wo eine Wirkung stattfinden wird. Der Regisseur soll ihn aufmerksam machen: hier muss geweint, oder hier soll gelacht werden! Er bereitet die Stimmung vor. Er muss auf die gelungenen Stellen ebenso hinweisen, wie auf die schwächeren; bei jenen soll die volle Wirkung erzielt, hier nachgeholfen werden. Was Lessing vom Schauspieler verlangt: er soll überall mit dem Dichter denken und da, wo diesem etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken, das gilt hauptsächlich für den Regisseur. Auf wiederholten Proben muss sich der Text im Gedächtnis befestigen, damit das Wort des Dichters klar und scharf zur Geltung komme. Das Zeitmass der Rede, der Ort der Handlung muss berücksichtigt werden. Die Einleitung des Stücks erfordert klares, ruhiges Auseinandersetzen, die ausbrechende Leidenschaft ein rasch dahinstürmendes Tempo. Ein Selbstgespräch, ein Beiseitesprechen oder die Heimlichkeit des Orts bedingt gedämpften Ton. Der Regisseur muss es dem Darsteller vormachen können, wie er diese oder jene Stelle sprechen, auch wie er eine Bewegung ausführen soll. Die Damen sollen erfahren, welche Farben

Tapeten und Möbel haben, damit sie danach die Farben-Zusammenstellung ihrer Costüme treffen können. Und steht alles fest, Stellung und Bewegung, Text und Charakterisirung, dann soll die letzte Probe ungestört die Stimmung einer ersten Aufführung erzielen, damit sich die Darsteller über die Wirkung des Stückes einigermassen klar werden.

Kommt endlich der Abend der Aufführung, so verschwindet der Regisseur von dem Schauplatze, wo er bis dahin geherrscht hat, und zieht sich in das Dunkel der Bühne zurück. Mit klopfendem Herzen und erregten Pulsen verfolgt er das Schicksal des Stückes und freut sich im stillen am glücklichen Erfolg. Jetzt lebt die Dichtung durch die Darstellung auf. Ist im grossen und ganzen alles gelungen, was doch von so vielen Zufälligkeiten abhängig ist, so ist der Regisseur zufrieden; den lauten Beifall des Publicums überlässt er den darstellenden Künstlern. Aber schmerzlich berühren muss es ihn, wenn das, was minder gut gelungen, oft sogar die schlechte Leistung eines einzelnen, die durch Unkönnen oder Nachlässigkeit verschuldet wurde, ausschliesslich auf seine Rechnung geschrieben wird. Nur dann allenfalls erwirbt er sich ein Lob, wenn eine Scene mit grosser Massenbewegung glatt und glänzend verlaufen ist. Und doch sind solche blendenden Ausstattungseffecte nicht das Schwierigste in der Thätigkeit des Regisseurs. Im Einstudiren eines feinen Lustspiels, eines Schauspiels, das volle Ausprägung der Charaktere verlangt, zeigt sich seine volle Kunst. Wie da alle Farben gemischt werden, um den Eindruck der Wahrheit zu erzielen, um alles auf einen Ton zu stimmen, der dem Ganzen ziemt, wie die Uebergänge vorbereitet, vermittelt und ausgeführt werden, darin zeigt er erst ganz, was er kann. Oft muss er mit mittelmässigen Kräften seine Schlachten schlagen, oft manchen Widerspruch bekämpfen. Wenn er mit voller Begeisterung ans Werk geht, seine beste Kraft aufbietet und dann auf Nachlässigkeit, auf Unverstand oder Ueberhebung stösst, — da ist es schwer für ihn, ruhig Blut zu behalten. Es drängt ihn, einen Fehler unumwunden zu bezeichnen. Doch er hat es mit »Künstlern« zu thun und die sind gar verwöhnt und empfindlich. Und wäre er auch so ruhig und geduldig wie kein Mensch — »so keusch wie Eis, so rein wie Schnee«, der Fluch ist seine Aussteuer: »er wird der Verleumdung nicht entgehen!« Doch dürfen diese Tücken ihm nichts anhaben, und der gute Wille aller einsichtsvollen und strebsamen Darsteller flösst ihm stets aufs neue Mut und Zuversicht ein. Im Kampfe muss sich seine Arbeitslust bewähren. Kaum ist die eine Spielzeit zu Ende, gilt es frisch wieder für die andere zu sorgen. Nach dem Goetheschen Wort verdient nur der sich Freiheit und das Leben, der

täglich sie erobern muss. So ist Kampf und Streben auch im Theaterleben nicht voneinander zu trennen. Kampf bringt ja auch zuweilen Sieg! Und fürs Streben ist ein Sieg, was die Sonne für alle Wesen ist: das belebende Element! Mit einem hübschen Ausspruch Dr. Försters, des berühmten Regisseurs, der am Burgtheater in Wien und am Deutschen Theater in Berlin so viele Siege erfochten, will ich schliessen: »Die Kunst braucht **Könner, Kenner** und **Gönner!**«



Hans Willy Mertens.

Lieder.

(Compositionsrecht vorbehalten.)

Drunten im grünen Grund
Sass ich zur Rast. —
»Dirne, so früher Stund'
Hab' keine Hast!«
Rief's, und sie kam mir her,
Lachte ganz frei:
Wenn nicht die Liebe wär',
Ging' ich vorbei!

Küsste den roten Mund
Heiss, dass er brennt. —
»Dirne, so schöner Stund'
Möcht' ich kein End'!«
Küsst' ihr die süsse Mär
Keck vom Gesicht:
Wenn nicht die Liebe wär',
Litt' ich es nicht!

Als ich zum Abschied bot
Trüb meine Hand,
Hat sie mit Augen rot
Ab sich gewandt.
War ihr von Thränen schwer
Aug' und Gesicht:
Wenn nicht die Liebe wär',
Weinte ich nicht!

Wo das Hüttchen du schaust am grünen Hang,
 Verborgen an lauschiger Stelle,
 Wo am Tage das Vöglein am schönsten sang,
 Wo am liebsten murmelt die Quelle,
 Wo sich schelmisch ein blondes Köpfchen wiegt
 Hinterm grünumrankten Lädchen,
 Wo alles im Dufte der Rose liegt —
 Dort wohnt mein Mädchen!

Wo die Sonne am hellsten niederschaut,
 Die Sternlein viel goldener winken,
 Wo am Morgen die Blumen so reich betaut
 Und wie Perlen glänzend mir blinken,
 Wo sich lächelnd ein blondes Köpfchen zeigt,
 Thut sich auf das grüne Lädchen,
 Wo glücklich der Himmel herniedersteigt —
 Dort wohnt mein Mädchen!

Und wo träumend ich weile Tag und Nacht
 Mit all meinem Sehnen und Sinnen,
 Wo mich selig ein Fleckchen der Erde macht,
 Dass ich nimmer möchte von hinnen,
 Und wo glücklich ein blondes Köpfchen lauscht
 Hinterm grünumrankten Lädchen,
 Wenn schallend mein Lied in dem Thale rauscht, —
 Dort wohnt mein Mädchen!

Das war an dem köstlichsten Frühlingstag,
 So schön ich ihn kaum wieder sehen mag;
 Als wäre die Welt ohne List und Leid,
 So hat sich das jauchzende Herz gefreut!
 Und hoch über allem des Himmels Glanz,
 Und rings in der Weite der Blumen Kranz: —
 O du blühende Zeit, o du junges Glück,
 Wer bringt mir die goldenen Tage zurück!

Da standen wir zagend und sah'n uns an
 Und über dein Auge die Thräne rann;
 Und als wir ein flüsterndes Wort getauscht,
 Da hat uns ein Vöglein im Baum belauscht.

Das sang hell vom Ast: Es ist Liebeszeit,
Nun halte das Herz und den Mund bereit! —
O du blühende Zeit, o du junges Glück,
Wer bringt mir die goldenen Tage zurück!

Ich glaube nicht, dass es noch einmal sang,
Eh' ich um dein Köpfchen die Arme schlang; —
Dann sind wir gewandelt allein zu zwei'n
Durch all den verlockenden Sonnenschein.
Wir standen am Waldrand noch einmal still
Und sprachen dann leise: Wie Gott es will! —
O du blühende Zeit, o du junges Glück,
Wer bringt mir die goldenen Tage zurück!

Vergiss nicht, dass am Himmelszelt
Auch deine Sterne nächtlich blinken
Und dass auf dieser weiten Welt
Noch Blumen dir zu Füßen sinken.
Vergiss nicht über all dem Harm
Den Tag, der rosig dir verglühete:
Es schlägt kein Herz so freudenarm,
Dass ihm das Glück nicht einmal blühte!

Und haben sie dir weh gethan,
Zerrissen, was ein Gott dir gönnte,
Es kreuzt noch einer deine Bahn,
Der heiss und treu dich lieben könnte;
Es legt sich noch ein weicher Arm
Still um dein Haupt, dass er dich hüte:
Es schlägt kein Herz so freudenarm,
Dass ihm das Glück nicht einmal blühte!

Die stille Klage wird Gebet,
Und Segen werden deine Worte,
Und Blätter, die der Wind verweht,
Sie werden grün an deinem Orte;
Da wird's um deine Seele warm,
Als ob die Liebe drinnen glühte:
Es schlägt kein Herz so freudenarm,
Dass ihm das Glück nicht einmal blühte!



Emil Milan.

Spruch.

Ich frag' nicht viel nach Geld und Gut,
Nach Ordensstern und Doctorhut,
Gern miss' ich solche Ehren,
Weil Geld und Gut und Stern und Hut
Dem freien Schaffen Eintrag thut,
Dess' nie ich könnt' entbehren!

Der beste Lohn, den je ich fand:
Wenn Mannesaug' in Thränen stand
Beim Sagen und beim Singen;
Und holder Frauen keusche Brust
Bei deutschen Liedes Leid und Lust
Erbebt in leisem Schwingen!



Johannes Niessen.

Vor Gustav Richters Bild der Königin Luise.

Wie schön bist du, du Vorbild edler Frauen,
Symbol der Liebe zu dem Vaterlande,
Trägst in dir Kummer, ob der Knechtschaft Bande,
Denn fremder Fürst befiehlt auf deutschen Gauen.

Und fromm bist du, dein Antlitz spricht: Vertrauen!
Gott wird erlösen unser Volk von Schande!
Dich schmückt der Hoffnung Stern im Festgewande,
Im Diadem hell strahlend wir ihn schauen.

Fest glaubtest du, und alles ist gekommen,
Was wirkend du ersehnt: die Tyrannei,
Sie brach zusammen, Deutschland wurde frei.

Und mehr gabst du zu Vaterlandes Frommen:
Geboren hast du Fürsten, voll von Ruhm,
Dem Königreich und deutschem Kaisertum.

In Alters Tagen.

Wenn ich ermattet bin von ernstem Denken,
In Wort und Lied die Wahrheit zu ergründen,
Die jeden Zweifel möchte überwinden
Und Klarheit in dem Dunkel könnte schenken;

Wenn ich ins Schaffen wollte mich versenken,
Im Bilde höchste Schönheit zu verkünden,
Und dennoch das Ersehnte nicht kann finden,
Und nicht mehr weiss, wohin mein Sinnen lenken:

Dann ist mir oft, als müsste ich im Beten,
Ein lallend Kind, vor meinen Schöpfer treten,
Weil Herzenseinfalt doch allein das Rechte

Und nur das Kindeswort mir Ruhe brächte:
»Du lieber Gott, o, mache du mich fromm,
Dass ich zu dir in deinen Himmel komm'.«



Minta Poensgen.

Sonnenwende.

Die Sonne senkt im Abendstrahle
Herab zu uns ihr schimmernd Gold.
Wie war sie diesem grünen Thale
Heut, am Johannistage, hold!
Dies Fest voll Sonnenherrlichkeit,
Es ist der Erde »Hohe Zeit«.

Fahr' wohl! Es geht der Tag zur Rüste,
Der mich mit seinem Glanz durchglüht,
Da mich die Freude lächelnd küsste,
Da mich das Glück im Kranz umblüht.
Die Welt so schön, das Herz so weit,
Das war des Lebens »Hohe Zeit«.

Nun ist die Sonne uns gesunken,
Doch blickt sie auf zum Himmelsbau,
Entzündet ihn mit goldnen Funken,
Bemalet rosenrot sein Blau.
Und hoch ob unsrer Dunkelheit
Erstrahlt des Himmels »Hohe Zeit«.



Martha Rammelmeyer.

Heidestimmung.

Träumend ruh' ich hier im Moose,
Auf der Matten duft'gem Grün,
Schau' hinauf zum blauen Himmel,
Wo die lichten Wolken zieh'n.

Um mich her in trunknem Reigen
Gaukeln Falter, prächtig bunt,
Küssen keck im raschen Fluge
Manchen süßen Blütenmund.

Weisse Rosenarme schlingen
Sich um kalten, grauen Stein,
Und in schwanker Blumenwiege
Schläft Johanniskäferlein.

Plaudernd wandert durch die Heide
Silberquelle klar und rein,
Und im Tannenwipfel zwitschert
Fröhlich ein Waldvögelein.

Heideglöckchen läuten Frieden
Mir ins kranke, müde Herz,
Tragen all die düstern Bilder
Wie im Traume himmelwärts.



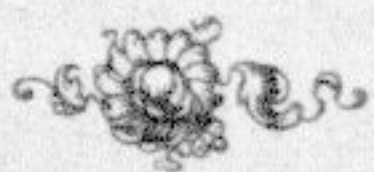
Pauline Reusch-Wöllner.

Mein Buch.

Von je mein treuester Gesell,
Das ist mein Buch gewesen.
War ich betrübt, so hab' ich schnell
In meinem Buch gelesen.
Das Märchen und das Bilderbuch,
Die Fibel und der erste Spruch
Mich schon als Kind entzückten.

Gebildet hat sich dann mein Geist
An Schriften guter Arten;
Doch muss die Jungfrau wohl zumeist
Das Beste noch erwarten.
Indes die Frau, herangereift,
Die hohen Meister auch begreift,
Sich hoch weiss zu ergötzen.

Wenn raschen Schritts das Alter naht,
Wo manches Glück entschwunden,
Wird noch der Bücher Geistessaat
Versüssen mir die Stunden.
Ob Wehmut auch das Auge netzt,
So soll mein Freund doch bis zuletzt,
Mein gutes Buch, mich trösten.



Georg Barthel Roth.

Moderne Dichter.

Als jüngst einmal in der Gesellschaft
Auf Kunst die Unterhaltung kam,
Und man zu dem und jenem Streben
Im Wortgefechte Stellung nahm,
Da schlug in all das Wortgepantsche
Im hellen Nu ein Blitzstrahl ein,
»Moderne Dichter,« klang der Donner
Wie Weltengrollen hinterdrein.
— Mein Lieb mit seinen klugen Augen
Stiess sanft mich an: »Was heisst modern?
Wie sind denn die modernen Dichter?
O sag's mir doch! Wüsst' es zu gern!«
Ein Stühlerücken — Mahlzeitwünschen,
Ein Opernklimpern vom Clavier
Zerstörte unsre leise Zwiesprach':
»Im Garten draussen sag' ich's dir.«
— — — Die Flügelthüren standen offen,
Es lockte uns die Juninacht;
Bald standen wir im weiten Garten
Mit seiner schwülen Sommerpracht.
— Ein langer Kuss, ein weich Umhalsen,
Ein zitternd Ineinanderflieh'n,
Wir fühlten wohl der Liebe Adler
Ob unserm Haupt die Kreise zieh'n.
»Und nun, mein Lieb, will ich dir sagen,
Wie die modernen Dichter sind;
Was sie mit ihrem Streben wollen.« —
Da lauschte stumm mein kluges Kind:
»Ein brennendheisses Wahrheitsstreben,
Ein Durst nach rauher Wirklichkeit,
Ein Sichvertiefen in das Leben,
Erkenntnis unsrer heut'gen Zeit, —
Mit schroffem Ernst und weichem Herzen
Der Menschheit in das Inn're sehn,

Verschönern nichts und nichts auch schwärzen,
 Ein jegliches Gefühl verstehn: —
 Das sind die ernsten Forderungen,
 Die die moderne Dichtkunst stellt,
 Das ist die herbe Kunst der »Jungen«,
 Das ist die Zukunftskunst der Welt.
 Die tausendjähr'gen Schleier lüften,
 Die Menschenlüge wob so dicht.
 Fort mit dem Dunst aus Leichengrüften
 Und Raum für scharfes Sonnenlicht!
 Hei, wie die Mumien jäh zerstauben,
 — Gedankenreste früh'rer That —
 Wenn mit den blanken Eisenhauben
 Modernes, sonnig Denken naht.
 Den Kampf dem eitlen Weltschmerz-Winseln,
 Kampf denen, die der Wirklichkeit
 Mit ihren stumpfen, feigen Pinseln
 Nachstümpfern nur! Frisch auf zum Streit!
 Nach freier Menschengrösse geht das Ringen,
 Für jedes Ding das rechte Wort bereit,
 So werden wir trotz Lug und Trug erringen
 Das Recht der wahrhaft grossen Sittlichkeit.
 Und mögt ihr auch die Hände nach uns heben,
 Wer wirft von euch auf uns den ersten Stein?
 Wer dünkt so edler sich denn unser Streben?
 — Er trete vor und werfe seinen Stein!«
 — — — — Wie glänzten meiner Liebsten Himmelslichter,
 Ein leuchtend Wort aus ihrer Seele stieg:
 »Bist selbst am Ende solch moderner Dichter!«
 — Ich aber küsste innig sie — und schwieg. —

Ein Vergleich.

Verlästert viel und wild gehasst, ein Feind der Poesie,
 Steh' ich in meiner Eisen Last — die Göttin Industrie.
 Doch vorwärts schritt ich unentwegt; vom Gegner selbst bewundert,
 Hab' meinen Namen ich geprägt aufs neunzehnte Jahrhundert.

Kein Harfenklang ergötzt mein Ohr und wandelt meine Mienen,
Mich freut allein der Donnerchor von stampfenden Maschinen.
— Wo sich ein grosses Schicksal schafft, der Einz'le muss es büssen;
Den Wert der Händearbeitskraft, ich weiss, trat ich mit Füßen,
Warf in die Welt mit harter Hand ein flammendes Fanal:
Hie Menschen-, dort Maschinenkraft! Handwerk und Capital!
Und dräuend lodert ein Komet am Himmel unsrer Tage,
Den scheucht Gesetz nicht und Gebet — die sociale Frage.
In diesem Interessenkampf, den ich heraufbeschwor,
Verschleiert der Maschinen Dampf gleich wie ein dichter Flor
Der Geister Licht, und jener Zwist stets ohne Unterlass
Sich tiefer, immer tiefer frisst — hie Macht, dort blinder Hass.
Des Kampfes Fackel leuchtend loht; im Arbeitseinerlei,
Wo rings der Kampf ums Dasein droht, im Lärmen der Partei,
Gibt man nicht Müh' sich zu verstehn, die Klüfte auszugleichen
Und bei der Friedenspalmen Weh'n die Hände sich zu reichen.
— Und doch, bei prüfend-stiller Schau, von ernstem Sinn getragen,
Lässt sich ein stolzer Brückenbau ob jenen Klüften schlagen.
Nicht was euch trennt, das Wo und Wie, — was sich gemeinsam findet,
Sei aufgesucht, was Industrie und Handwerk gleich verbindet:
— Das ist der Geist, der Gottesschmuck, der bald des Handwerks
Werkzeug schwenkt
Und bald mit einem Fingerdruck die mächtigste Maschine lenkt.
Der hier im stillen Kleinbetrieb am Damenschuh die Nähte falzt
Und bald mit mächt'gem Hammerhieb die schwersten Eisenblöcke walzt.
Das ist der Geist, der stark und kühn das Handwerk und die Industrie
Vereint zu gleichem Schaffensmüh'n, zu **einer** grossen Harmonie
Im mächt'gen, stolzen Tönepreis, der jeden Tag die Welt erhebt,
Das Lied vom Schaffen und vom Schweiss, das aufwärts steigt und
sonnwärts strebt.
— Folgt jenem Geist, der euch befreit! Arbeiter ihr, du Capital,
Versöhnet euch, lasst von dem Streit! Es glänzt der Friedenssonne Strahl.
Denkt, was euch eint, nicht, was euch trennt, schaff' jeder sein gegeben
Teil,
Auf dass ein jeder klar erkennt: Im Geist der Arbeit liegt das Heil!

Maifeier.

Auf weltenferner Höh' ist eine Bank
 In wilder Kirschensträucher dichtem Schatten,
 Die Stützen schmückt des Epheus wild Gerank,
 Moos deckt des Bodens teppichweiche Matten.
 In diese jungfräuliche Einsamkeit
 Dringt nur verschämt des Alltagslebens Hasten,
 Erhaben über Streit und Kampf der Zeit
 Kann sich die Seele friedvoll hier entlasten.
 Wildschöner Rosen-, Kirschenblüten-Duft
 Durchwallt den Raum mit zitternden Aromen,
 Und ringsumher ragt in die klare Luft
 Der Wald mit seinen grünen Kuppeldomen.
 Mein Herz träumt sich in erdenfernes Licht,
 Mein Geist kniet nieder vor dem Welterbauer,
 Ich spreche nach, was aus dem Walde spricht,
 Im Schöpfungsdom ein betender Beschauer.
 Da schau' ich auf der Lehne hinterrücks
 Viel eingeschnitt'ner Namen bunte Reigen,
 Manch hier genoss'nen heißen Liebesglücks
 Kunstlose und doch so beredte Zeugen.
 Und weiter spinnt sich der Gedanken Flucht,
 Als ob geheimnisvolle Macht sie triebe
 Den Strom hinab — und weithin spähend sucht
 Mein Blick die Stadt mit meiner stolzen Liebe.
 Du süßes Lieb! Könnt' ich ein Blättchen nur
 So schaffen, wie sie hier unendlich prangen,
 Dann fänd' ich auch des rechten Wortes Spur
 Zu sagen, wie so blühend aufgegangen
 In deinem Aug' mir meines Lebens Glück,
 Das ich ans Herz mit starken Händen presse,
 Dann sagt mein Wort, nicht mehr allein mein Blick,
 Dass deine Güte nimmer ich vergesse.
 Ich hatte mir in meiner Phantasie
 Ein Frauenbild gemalt mit heissem Streben,
 Es dann beseelt mit meiner Poesie,
 Und du, mein Lieb, gabst diesem Bild das Leben.

Klarhell Natur dir deine Seele schliff,
Dein Leib empfing der Schönheit üpp'gen Segen,
Und meiner Träume Idealbegriff
Strahlt mir aus deinem Wesen hell entgegen.
Drum will ich schützen dich mit starker Hand,
Im Lebenskampf soll mich dein Herz erbauen,
Dein Herz ist meiner Dichtung Vaterland,
Dort wandelt sie auf jungfräulichen Auen.
— — — Die Glocken klingen durch des Thales Pracht,
Zum Beten ruft ihr thalwärts mich vergebens;
Ich halt' hier oben meine Maiandacht
Zu dir, mein Lieb, du Alles meines Lebens.



Lina Schneider.

Grossmutter schläft.

Sprecht leise!
Grossmutter schläft im Kämmerlein,
Da müssen wir hübsch ruhig sein,
Ganz leise mit dem Kreisel spielen,
Nicht mit dem Ball aufs Fenster zielen,
Ganz leise nur rufen durchs Schlüsselloch:
Grossmütterchen, sag', schläfst du noch?

Sprecht leise!
Sie ist schon lang' im Kämmerlein,
Sie könnt' schon wieder bei uns sein!
Es ist ihr doch kein Leid geschehen?
Wir wollen lieber nach ihr sehen!
Komm, Hänschen, öffne nur auf mein Geheiss
Jetzt ihre Thür, vorsichtig, leis!

Sprecht leise!

Wir schleichen uns ganz sacht hinein,
Tritt nicht so derb auf, Brüderlein!
Grossmütterchen, wir möchten wissen,
Ob weich genug dir Pfühl und Kissen?
Wir sind ja schon so sehr lange allein, —
Kommst du nicht bald, Grossmütterlein?

Sprecht leise!

Sie poltern hinein in wildem Lauf, —
Grossmutter sitzt auf dem Lager schon auf.
Die Enkel in ihre Arme fliegen
Und jauchzend an ihre Brust sich schmiegen:
Hast du gut geschlafen, Grossmütterlein? —
Ja, — ich träumte von euch allein!



Otto Schulze.

Die Distel.

Wo der Himmel sich an die Heide schmiegt,
Die endlose Steppe die Dörfer umsäumt,
Mattplätschernd der Bach durch die Oede kriecht
Und der Hirtenknab' bei der Herde träumt —
Dort ist die Heimat der Distel.

Stolz ragt sie empor aus dem Heidekraut,
Die wehrhaften Blätter drohend gezückt;
Wenn über der Heide der Morgen graut,
Mit Perlen glitzernden Taues schmückt
Der Schöpfer die schmucklose Distel.

Sie gleicht einer Warte im Heidemeer,
So einsam steht sie, so hehr ist ihr Bild;
Ob die Sonne sie küsst, ob der Sturm sie schilt —
Sie trotzet und harret — versteht dich wohl wer —
Dich wilde, schweigsame Distel? —



Adelheid Wette.

Ueber Nacht.

Die Liebe kam mir über Nacht —
Wer hat die Liebe mir gebracht?
Der Liebste mein!
Seit der Liebste kam,
Mir mein Herze nahm,
Bin ich ewig sein.

Der Friede kam mir über Nacht —
Wer hat den Frieden mir gebracht?
Der Liebste mein!
Wie so friedlich ruh'n
Alle Wünsche nun,
Hab' ich ihn allein!

Das Glück, es kam mir über Nacht —
Wer hat das Glück mir denn gebracht?
Der Liebste mein!
Nun in sel'ger Rast,
Von des Glückes Arm umfasst,
Werd' ich ewig glücklich sein!



Hermann Wette.

Mönd un Abendstärnken.

Guëd'n Abend, guëd'n Abend, min laiwe Mond¹⁾!
Stiggs endlik auk tau Höchten?
Wo bliffs du denn so lang te gahn,
Kumm tau, du moss us löchten!

1) sprich: Maon!

Kumm, lat de Stärnkes nich alleen,
Wis är den Weg an'n Himmel,
Damet är jau nich bitt in't Been
De graute Bär, de Lümmel.

Kumm, löcht de Blaumen un de Sat,
Damet se wassen könnet,
Süss¹⁾ morgen, wenn's nich fin un stat,
Frau Sunne grülik schennet²⁾!

Du trus³⁾ di nich? Ai sapperlaut,
Kik tau, din laiwe Deernken,
Dagient⁴⁾ in gülden Abendraut,
Da staiht dat Abendstärnken.

So kik doch, wu et winkt un winkt,
Ass⁵⁾ woll't in Laif vergahen,
Wu't Aug em funkelt, blitst un blinkt,
Ass söll et Flammen slaen.

Taum Düker! weess nich, wat et will?
Et iss jä trügge⁶⁾ bliëwen,
Et waht't⁷⁾ op di un staiht da still
Un mögg di'n Mülken giëwen!

Wat? Ridders⁸⁾, biëfs⁹⁾ an'n ganssen Lif
Un wäss ganss bleek vör Schrecken,
Et mögg Frau Sunn, dat böse Wif,
Di gliks een dröwer trecken¹⁰⁾?

Du Angstebüks, Frau Sunn iss futt,
De kann di nich mär saihen;
De Abendklocken häft al¹¹⁾ lutt,
Nicks kann di mär geschaihen.

So laup doch, wat du laupen kanns,
Süss gaiht na Hus din Deernken,
Süss mott, du olle Drüemelhans,
Tau Berr¹²⁾ dat smucke Stärnken.

1) Süss = sonst. 2) schimpfet. 3) traust. 4) dahinten. 5) als. 6) zurück. 7) wartet. 8) zitterst.
9) hebst. 10) ziehen. 11) schon. 12) zu Bett.

Nene, nu segg'k doch gar nicks mär,
He lät et würeklik gahen,
Ass wenn he Bli in'n Liwe härr,
So bliff de Slipstärt stahen.

Da kick, nu iss dat Stärnken futt!
Dat iss di recht geschaihen:
Nu frigg¹⁾ alleen, du Gneesepott,
Un hör de Ulen schraien! —

Jessjau! käm so min Anzefi,²⁾
Ik wör mi fats³⁾ in Klaren,⁴⁾
Käm auk de Alsk⁵⁾ un schimpte mi
Un pöck mi bi de Ohren.



Fritz Zilcken.

Die Sonnenstrahlen.

Ueber den Dachfirst des Gartenhauses flimmerte ein heller Schimmer. Immer leuchtender wurde er. Dann entzündete sich der First wie mit heller Glut und wie eine züngelnde Lohe lief der Schein von der höchsten Kante des Firstes, welcher nach der einen Seite zu ein wenig geneigt war, nach seiner tiefsten. Plötzlich fiel ein blitzender Sonnenstrahl in den Kirschbaum, der vor meinem Fenster stand und der über und über mit weissen Blüten bedeckt war. Das warme Sonnenlicht rieselte durch das kühle Weiss der Blüten und tauchte die zarten, kaum erschlossenen Blätter des Baumes in helles, durchscheinendes Grün. Dann, wieder ganz plötzlich, sass der leuchtende Strahl an der linken Seite meines Tisches und — husch — sprang er auf das Buch, das ich vor mir liegen hatte. Das Licht war so hell und blendend, dass ich die Augen schliessen musste. Als ich sie aber wieder öffnete, da hüpfte und tanzte der Strahl, wie vor lauter Vergnügen und fast als ob er sich ein wenig über mich lustig machen wollte, weil er mich blendete.

1) freie. 2) Anna Sophie. 3) sofort. 4) sprich: Klaoren. 5) Alte.

Was ein solcher Sonnenstrahl nicht alles zu sehen bekommen mag auf seiner Reise um die Erde! dachte ich. Ueberallhin dringt er, keine Ritze in Thür und Mauer ist ihm zu eng, er fährt hinein und hält Umschau in geheimsten Ecken und Winkeln. Wenn der sprechen wollte, was könnte der nicht alles erzählen vom Thun und Treiben der Menschen, was für seltsame Geschichten und Geschehnisse...

»Sprich,« rief ich in der plötzlichen Anwandlung der Annahme, dass der Strahl eine Person sei, »erzähle mir, was du gesehen auf deinen Fahrten und wenn du nicht Musse hast, mir alles zu sagen, so sage mir nur ein Weniges von dem Vielen...«

Draussen fuhr ein leichter Windstoss durch den Kirschbaum. Er bewegte die Zweige durcheinander und der Lichtstrahl vor mir teilte sich in vier oder fünf goldflimmernde Punkte. Die begannen zu springen und zu tanzen wie toll, so dass ich wieder ganz geblendet wurde und mich in meinen Sessel zurücklehnte und die Augen mit der Hand beschattete.

Da vernahm ich eine feine, klingende Stimme. Das war einer der Sonnenstrahlen auf meinem Tische. Und der erzählte:

»Ich fiel«, so erzählte er, »in eine weite Ebene. Da sah ich einen Bauer auf dem Felde. Er war ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre. Er trug schwere Lederstiefel mit hohen Schäften an den Füßen und einen groben Kittel aus blauem Leinen. Der reichte in weiten Falten hinab bis zum Knie, und am Halse und auf den Schultern war er mit einer kunstlosen Bauernstickerei aus rotem Garn verziert. Auf dem Kopfe aber trug der Bauer einen breitrempigen Hut aus fuchsig gewordenem Filz und mit seinen beiden Händen hielt er die Gabelenden des Pfluges, der von zwei schweren Ackergäulen gezogen wurde. Der Acker war sehr gross, viele, viele Tagwerke gross, und der Bauer pflügte ihn schon seit mehreren Tagen von morgens bis abends. Es war eine mühsame Arbeit und dabei so eintönig, dass es schon ein Ereignis wurde, wenn das Kolter des Pfluges einen Wurm oder die Larve eines Engerlings aus der Erde hob, oder wenn sich eine Krähe in der Nähe niedersetzte und ihr heiseres Kroh, Kroh! ertönen liess, denn über den Horizont des Ackers ging der Blick des Pflügers nicht hinaus und da zog er Furche um Furche, seit Tagen und Wochen, in rastlosem Einerlei vom Morgen bis zum Abend...«

»Ich fiel«, so erzählte der zweite Sonnenstrahl, »durch ein schmales Fenster in einen dämmerigen Raum. Der gehörte zu einer grossen Fabrik und war die Schreibstube des Buchhalters, welcher das Buch führte über die Löhne der Arbeiter. Das Zimmer hatte nur zwei Fenster, davon ging das eine, welches vergittert war, nach der Strasse,

und das andere, welches gleichzeitig eine Art von Zahltisch bildete, nach dem Fabrikhofe. Der Buchhalter, ein schon älthlicher Mann mit spärlichem Grauhaare, sass vor seinem Pulte und schrieb in ein grosses und dickes Buch, das vor ihm lag. Das Buch enthielt auf jeder Seite eines Blattes 125 Linien, und am Anfange einer jeden dieser Linien stand der Name eines Arbeiters. Je zwei gegenüberstehende Seiten aber zeigten 250 Namen und das war der ganze Arbeiterstand der Fabrik. Ausserdem waren die Seiten von oben nach unten noch in sieben Kolonnen eingeteilt, von welchen die sechs ersten zum Eintragen je eines Tagelohnes und die siebente zur Berechnung des gesamten Wochenlohnes der Arbeiter diente. Der Buchhalter aber sass vor seinem Buche von morgens bis abends und trug Zahlen ein in die einzelnen Kolonnen. Es war eine mühsame und eintönige Arbeit, in welche nur der Austritt oder der Tod eines Arbeiters eine geringe Abwechslung brachte. Dann verschwand einer der bisherigen Namen aus dem Buche und ein anderer trat an seine Stelle. Aber so geringfügig auch eine solche Veränderung war, für den Buchhalter war sie doch immer ein Ereignis, denn über den Horizont seines Buches ging der Blick des Mannes nicht hinaus und er berechnete Kolonne um Kolonne seit Wochen und Monaten in rastlosem Einerlei vom Morgen bis zum Abend...«

»Ich fiel«, so erzählte der dritte Sonnenstrahl, »in das Studirzimmer eines Gelehrten. Es war ein mässig grosses Zimmer, aber es roch unangenehm darin und nach altem Papier, denn es war so vollgestopft mit Büchern, dass kaum ein wenig Raum übrig blieb, sich darin zu bewegen. Ringsum an den Wänden nichts als Bücher und auf den Tischen, den Stühlen und selbst auf dem Boden waren ihrer noch ganze Stösse aufgestapelt, und um den Schreibtisch, an welchem der Herr Professor sass und arbeitete, lagen sie erst recht wie ein hoher Wall. Der Herr Professor war schon ein alter Mann, und an dem Werke, welches er schrieb, arbeitete er schon seit vielen Jahren. Es war eine Geschichte der menschlichen Sprache, und die Blätter, die auf dem Tische lagen, waren in viele Spalten eingeteilt. In diese trug er die einzelnen Worte ein und verfolgte sie nach verschiedenen Stämmen bis zu ihrer Wurzel. Ich lugte ihm ein wenig über die Schulter und da sah ich, wie er gerade schrieb: „Acker, im Mittelhochdeutschen acker, althochdeutsch acchar, entspricht dem gotischen akrs; im Angelsächsischen aecer, englisch acre, niederländisch akker, altsächsisch accar; im Griechischen ἀγρός, im Lateinischen ager; im Sanskrit ájra-s; auch im Zusammenhang mit der indischen Wurzel aj, treiben, und ar, pflügen, wovon

dann das lateinische arare, das gotische arjan, das althochdeutsche erian und das altbulgarische orati für pflügen.' Und so ging es noch lange fort. Es war eine mühsame und trotz der vielfältigen Abwechslung im einzelnen, im ganzen doch eine sehr einförmige Arbeit. Der Herr Professor aber sass zwischen seinen Büchern und vor seinen losen Blättern von morgens bis abends und schrieb und verglich und nichts konnte ihn stören in seiner Forschung, denn für alles das, was draussen in der Welt und selbst in seiner nächsten Nähe vorging, hatte er längst schon den Blick verloren. Seinen Horizont begrenzten die Wände seines Studierzimmers, und wenn, was zufällig einmal geschehen konnte, der Schrei eines Hahnes aus der Nachbarschaft oder das Lachen eines Kindes von der Strasse her in seine stille Klausur drang, so war ihm dieses ein Ereignis und er legte die Hand an die Stirne und musste sich besinnen, wo er Aehnliches schon einmal gehört habe. So sass er und schrieb Worte, Spalte um Spalte, seit Monaten und Jahren, in rastlosem Einerlei vom Morgen bis zum Abend . . .«

»Und so sind sie alle, die Menschen,« sagte der vierte Sonnenstrahl. »Es ist nur scheinbar, und die Menschen selbst, welche wohl wissen, dass das Thun und Treiben, Denken und Fühlen ihrer Gesamtheit ein so unendlich vielseitiges und zahllos verschiedenes ist, täuschen sich am allermeisten, wenn sie glauben, dass der Gesichtskreis des Einzelnen ein ebenso weiter sei, als derjenige des Gesamten. Wir aber, die wir sie alle und überall sehen, wir wissen es, dass der Horizont des Einzelnen nicht hinausgeht über den Acker, den er zufällig zu bestellen hat und den er pflügt, Furche um Furche, jahre- und lebenslang in rastlosem Einerlei vom Morgen bis zum Abend.«

»Nein, nicht alle die Menschen sind so,« rief hier der fünfte Strahl, »und ich kenne einen, dessen Blick geht weit hinaus über den Acker, auf welchen er gestellt ist, weit hinaus über Berge und Thäler und Flüsse und Ströme, und er reicht hinauf bis in die Höhe des Himmels und hinab bis in die Tiefe der Hölle.«

»Den gibt es nicht,« riefen die übrigen Strahlen. Und als ich ein wenig durch die geöffneten Finger blinzelte, da sah ich, dass sie in eine grosse Aufregung geraten waren und wie toll über die Tischplatte sprangen. Das mochte aber daher kommen, dass gerade ein etwas stärkerer Windstoss durch den Kirschbaum gefahren war. Als dieser sich wieder gelegt hatte, da beruhigten sich die Strahlen und sie blitzten wieder in mässiger Bewegung. Und der fünfte Sonnenstrahl erzählte:

»Ich fiel«, so erzählte er, »über einen Bergwald in eine Stadt. Und ich sah einen Mann, der wanderte frühmorgens aus dem Thore

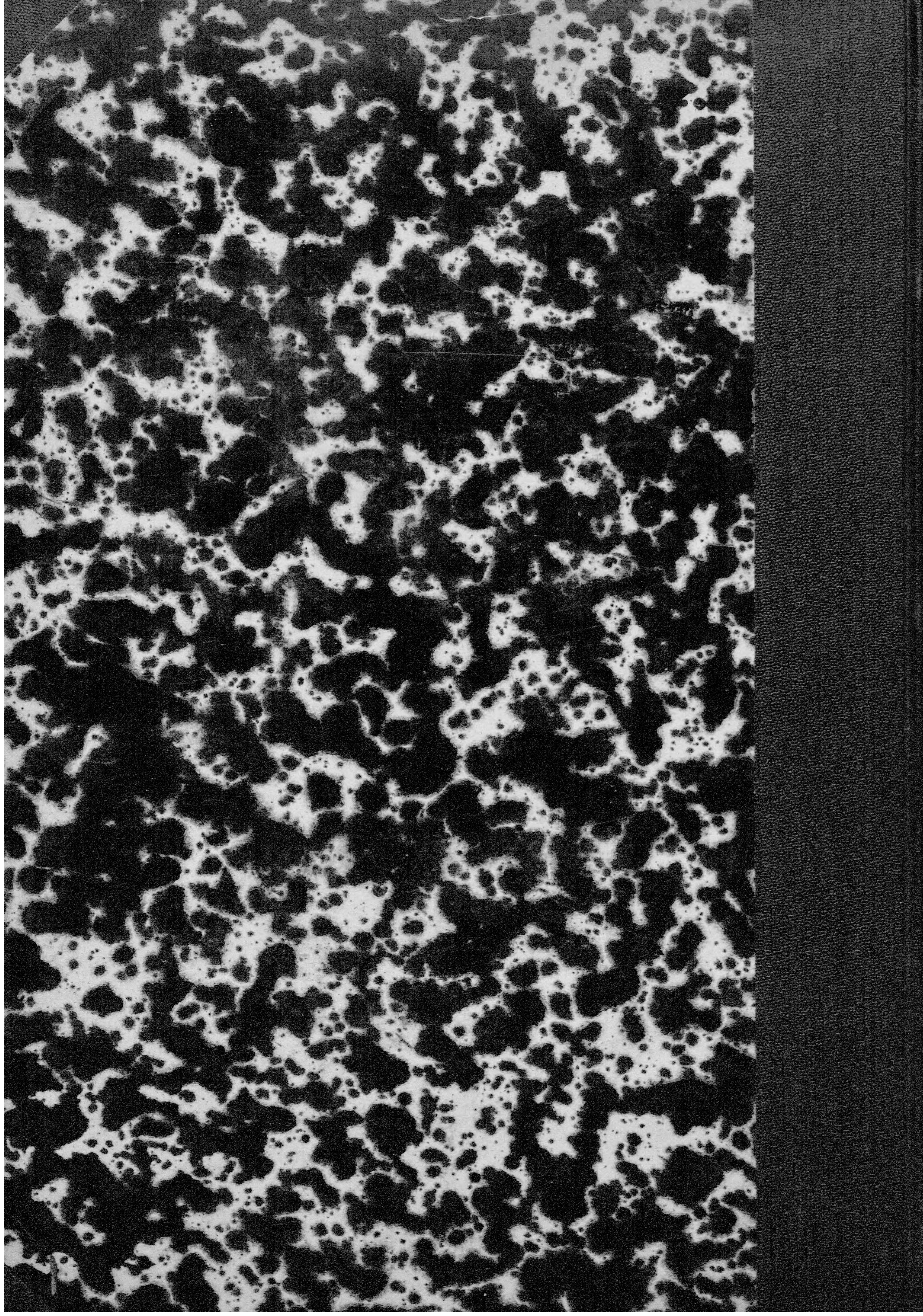
durch das Thal und gegen das Gebirge. Er ging allein und einsam, erst über die Landstrasse und dann durch die Wiesen und auf das Gebirge zu. Er war in tiefe Gedanken versunken, denn er war ein Dichter und er dachte nach über eine grosse Dichtung, die er schreiben wollte. Auf den Hintergrund einer gewaltigen, weltgeschichtlichen Begebenheit wollte er das Geschick eines Menschenpaares malen, das, in reiner Liebe zu einander entbrannt, in dem urewigen Zwiespalt von Pflicht und Neigung schuldig wird und durch diese Schuld einen tragischen Untergang gefunden hat. Die höchsten Kräfte des Himmels und der Hölle wollte er in seiner Dichtung in Bewegung setzen und er dachte an nichts, als an ihre gewaltigen und erschütternden Momente. Aber trotzdem hatte er auch ein Auge für die kleinsten Dinge seiner Umgebung und alles und jedes erregte seine Teilnahme. Als er auf der Landstrasse einen Wurm sah, der sich im Staube krümmte, da hob er ihn auf mit der Spitze seines Stabes und trug ihn in das Gras, das am Raine wuchs. Als er in die Wiese kam, da neigte er sich hinab zu mancher Blume, ihren Bau zu betrachten und sich ihrer Farbe und ihres Duftes zu erfreuen, und als eine Lerche hoch oben über seinem Haupte schmetterte, da blickte er empor zum blauen Himmel und suchte den kleinen Vogel und horchte seines Sanges. Dabei aber dachte er immerfort an seine Helden und Heldinnen, an den Jubel ihrer Liebe und an ihr jammervolles Geschick. So kam er zum Walde und strebte auf vielfältig gewundenen Pfaden zur Höhe. Unterwegs fand er eine mächtige Tanne, die ein Blitzstrahl gefällt. Zerschmettert lag ihr Stamm, und ihr Sturz hatte vielfältig die Aeste der Nachbarbäume gestreift und zerschellt. „So stirbt ein Riese,“ sagte der Mann, „und Jahrtausende alte Reiche finden so ihren Untergang in schmetterndem Schlag.“ Er ging weiter und dachte an das unerbittliche Schicksal. Und dann kam er zur Höhe. Da sah er zu seinen Füßen die Stadt mit ihren vielen Häusern und ihren vielen Menschen. Die wimmelten darin herum auf den Plätzen und in den Strassen wie Ameisen und gingen und hasteten ihrem werktäglichen Gewerbe nach. Und aus der Mitte der Stadt ragte ein altes gotisches Münster mit mächtigem Turmbau hoch in die Lüfte. Der blaue Himmel schien durch das zierlich durchbrochene Masswerk und der Dichter umfasste das ganze herrliche Kunstwerk mit einem Blick und freute sich des erhabenen Ebenmasses der grossen Verhältnisse. Längs des Gebirges aber zogen sich Rebgelände und in der Ebene blühte der Raps und bildete abwechselnd mit den kräftig gediehenen Roggenfeldern gelbe und grüne Rauten. Zwischendurch aber zog sich der Strom in schlängelndem Laufe und viele Meilen weit war er zu verfolgen. Schiffe mit bunten

Wimpeln und leuchtenden Segeln glitten auf ihm zu Thal und die Phantasie des Dichters begleitete sie hinab bis zum Meere und noch weiter bis zu den Völkern des Westens und zu denen des Ostens. Dann blickte er hinauf zum alles überspannenden Himmel, und eine Welt vor sich, eine Welt in sich, breitete er die Arme aus und rief: ,O, du weite, weite Welt!' . . .

Die Sonnenstrahlen schwiegen.

Als ich meine Augen öffnete, da hüpfen sie hinweg von der Tischplatte, vor welcher ich sass, und tanzten hinüber auf die Stühle, auf die Tapeten und auf die Bilder an der Wand, und dann plötzlich war mein ganzes Zimmer voll Sonne.





Festschrift zum 31. Januar 1895

Köln 1895

4 P.o.germ. 62 bp

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00080849-9